



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Sprachgebrauch im Internet aus Sicht der *Silver Surfer*“

verfasst von / submitted by

Sandra Wondra, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2018/ Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch
UF Psychologie und Philosophie

Betreut von / Supervisor:

PD Mag. Dr. Manfred Glauning

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei all denjenigen bedanken, die mich während der Anfertigung dieser Diplomarbeit unterstützt, inspiriert und motiviert haben.

Zuerst gebührt mein Dank PD Mag. Dr. Manfred Glauninger, der meine Diplomarbeit betreut und begutachtet hat. Ich möchte mich herzlich für die hilfreichen Anregungen und die konstruktive Kritik bei der Erstellung vorliegender Arbeit bedanken.

Ein besonderer Dank gilt allen Teilnehmer/innen meiner Befragung, ohne die diese Arbeit nicht hätte entstehen können.

Ebenfalls möchte ich mich bei meinen Kolleginnen und Korrekturleserinnen Mag. Daniela Preissl, BA, Mag. Birgit Schamesberger, BA sowie Daniela Tritremmel, BEd bedanken. Sie waren nicht nur durch ihre Mitwirkung bei den Überarbeitungen sowie ihre fachlichen und wertvollen Hinweise eine enorme Stütze, sondern schenkten mir auch mentale Kraft.

Besonders wichtig ist es mir, meiner Familie zu danken! Ohne die Unterstützung meiner Mutter Karin Wondra, meiner Schwester Melissa Wondra, meiner Großmutter Helene Wehofschtz und ihres Lebensgefährten Helmut Hardt wäre ein universitärer Abschluss niemals möglich gewesen. Sie standen mir während meines gesamten Studiums in jeglichen Belangen zur Seite und gaben mir die Kraft und den Rückhalt, die ich in diesem Abschnitt meines Lebens benötigte.

Papa, du hast mich in meinem Herzen stets begleitet!

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	8
2	Die „Alten“	11
2.1	Die „Alten“ zu prähistorischer Zeit	12
2.2	Die „Alten“ während der griechisch-römischen Antike	14
2.3	Die „Alten“ während des Mittelalters und der frühen Neuzeit	15
2.4	Die „Alten“ während der Aufklärung.....	17
2.5	Die „Alten“ in der Industriegesellschaft	18
2.6	„Best Ager“ und der demographische Wandel in Österreich	19
3	„Silver Surfer“	22
3.1	Soziale / gesellschaftliche Merkmale der „Silver Surfer“	22
3.2	Nutzer/innenverhalten der „Silver Surfer“	23
3.3	Mediennutzungstypologie.....	24
3.4	Motive der Nichtnutzung.....	26
3.4.1	Accessibility, Usability und Inclusion.....	26
3.4.2	Digitale Kluft/Spaltung	27
4	Sprachgebrauch im Internet	29
4.1	Digitale Kommunikation sowie Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften	30
4.2	Sprachliche Merkmale der Netzsprache	30
4.2.1	Indikatoren für Adaptionsprozesse	32
4.2.2	Indikatoren für sprachliche Sensibilität und Reflexion	41
4.2.3	Indikatoren für Oraliteralität.....	42
5	Kommunikation zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit	43
6	Sprachwandel oder Sprachverfall?	46
7	Spracheinstellungen	52

7.1	Einstellungsforschung.....	52
7.2	Attitüden / Einstellungen allgemein.....	52
7.3	Probleme bei der Einstellungsmessung.....	53
7.4	Linguistische Spracheinstellungskonzeption	56
7.5	Komponenten der Einstellung	57
7.6	Vorurteile, Stereotype und Einstellungen	58
7.7	Sozialpsychologie der Sprache vs. soziolinguistische Einstellungsforschung.....	59
8	Empirischer Teil	60
8.1	Vorgehensweise.....	60
8.2	Aufbau des Fragebogens	61
8.3	„SoSci-Survey“	61
8.4	Pretest und Überarbeitung.....	62
8.5	Verbreitung des Fragebogens.....	63
8.6	Grundlegende Anhaltspunkte hinsichtlich der Proband/innen	63
8.7	Ausbildung der Proband/innen	65
8.8	Nutzer/innenverhalten der „Silver Surfer“	68
8.8.1	Geräte.....	68
8.8.2	Intention.....	72
8.9	Netzsprache	74
8.9.1	Orthographie und Grammatik.....	76
8.9.2	Iteration von Graphemen.....	81
8.9.3	Leetspeak.....	83
8.9.4	Akronyme	86
8.9.5	Abkürzungen	88
8.9.6	Emoticons	91
9	Conclusio	94

9.1	Fazit im Hinblick auf die forschungsleitenden Annahmen	94
9.2	Ausblick.....	96
10	Verzeichnisse.....	98
10.1	Literatur und Quellen.....	98
10.2	Internetquellen	103
10.3	Diagramme.....	105
11	Anhang.....	107
11.1	Fragebogen	107
11.2	Abstract.....	120

1 Einleitung

Der Terminus „Silver Surfer“¹ ist bzw. war vor allem in der US-amerikanischen Comicszene der Marvel Enterprises (vgl. [www11](#)) verankert, doch hat er sich in den vergangenen Jahren insbesondere in der Soziologie und Psychologie etabliert. Nicht eine Comicfigur ist dabei zentral, sondern Menschen ab 50 Jahren, die das Internet nutzen, sind in genannten Wissenschaften gemeint. Die Bezeichnung Silver Surfer ist angelehnt an die vermeintlich grauen / weißen Haare dieser Personengruppe (vgl. [www10](#)).

Der Sprachgebrauch der Internet-Nutzer/innen wurde häufig analysiert, jedoch zumeist im Zusammenhang mit Jugendlichen. Bisher finden sich in der Linguistik keine einschlägigen Forschungsergebnisse bezüglich der Silver Surfer. In vorliegender Arbeit soll daher unter anderem der Frage auf den Grund gegangen werden, wie Silver Surfer über ihren eigenen Duktus und die grammatikalische sowie orthographische Richtigkeit beim Schreiben im Internet denken. Dabei steht vor allem die Netzsprache im Vordergrund. Als Netzsprache bezeichnet man all jene sprachlichen Eigenheiten, die sich erst durch den Aufschwung des Internets herausgebildet haben. Darunter fallen unter anderem Akronyme und diverse Abkürzungen (vgl. CRYSTAL 2001: 82f.).

Konkret setzt sich die vorliegende Arbeit mit der Einstellung und der Selbsteinschätzung hinsichtlich des Sprachgebrauchs im Internet von Personen ab 50 Jahren auseinander. Es wurde mittels eines quantitativen Fragebogens untersucht, wie sich Silver Surfer im Licht ihrer eigenen Einstellungen / Einschätzungen im Internet vermeintlich ausdrücken. Zudem gaben die Proband/innen ihre Einstellung zu ausgewählten Merkmalen der Netzsprache an. Neben dem Sprachgebrauch im Internet wurden auch diverse Eigenschaften, die einen Silver Surfer kennzeichnen, fokussiert.

Die vorliegende Arbeit soll auf den recht jungen Begriff Silver Surfer und auf das, was dahintersteckt, aufmerksam machen, auch allein aufgrund der Tatsache, dass im Verlauf der Geschichte die entsprechende Altersgruppe durch den demographischen Wandel immer mehr

¹ Der Begriff „Silver Surfer“ wird im weiteren Verlauf vorliegender Arbeit nur noch in den Überschriften unter Anführungszeichen gesetzt.

an Bedeutung gewonnen hat. Zudem soll ein Beitrag geleistet werden, der neben der Linguistik auch für die Psychologie und Soziologie relevant ist.

Zu den zu beantwortenden Forschungsfragen zählen unter anderem:

- Was „wissen“ die Silver Surfer über die *Netzsprache*? – Welche Einstellungen haben sie dazu? – Halten sie diesen Sprachgebrauch für generationenspezifisch? – Reflektieren ihre Einstellungen kulturpessimistische „Sprachverfalls“-Vorstellungen?
- Wie kommunizieren die Silver Surfer (vermeintlich) selbst im Netz? – Differenzieren sie dabei kontextuell / inhaltlich / funktional? – Welche *Netzsprache*-Phänomene gefallen ihnen, welche lehnen sie ab bzw. vermeiden sie angeblich? – Haben die Silver Surfer ein Bewusstsein für „geschriebene Mündlichkeit“?

Die forschungsleitenden Annahmen lauten unter anderem:

- Die Silver Surfer kennen bestimmte Phänomene der *Netzsprache*, haben eine ambivalente Einstellung dazu und halten sie für generationenspezifischen Sprachgebrauch.
- Überwiegend behaupten Silver Surfer, im Internet unabhängig von Kontext / Inhalt / Funktion auch *konzeptionell* schriftlich zu kommunizieren und dabei auf grammatische und orthographische Sprachrichtigkeit zu achten.
- Die „alte“ Rechtschreibung hat für die Silver Surfer einen gewissen Stellenwert.

Die Auseinandersetzung mit einem soziolinguistischen Forschungsdesiderat vor dem Hintergrund der vermeintlichen Generationenspezifität des Sprachgebrauchs im Internet war der Grund für die Wahl dieser Themenstellung. Die empirische Untersuchung erfolgte mithilfe eines Online-Fragebogens, der sechs Wochen aufrufbar war und einen Rücklauf von 251 Proband/innen, davon schlossen 214 den Fragebogen vollständig ab, verzeichnete.

In vorliegender Arbeit wird durchgehend gegendert, ohne Rücksicht auf inhaltliche Diskrepanzen mit Ausnahme der Begriffe Silver Surfer und „Best Ager“. Diese Termini werden nicht gegendert, da es sich um aus dem Englischen entlehnte Lexeme handelt, die auch in der einschlägigen Fachliteratur nicht gegendert werden.

2 Die „Alten“

Der gesellschaftliche Stand bzw. die soziale Gruppe der „Alten“² durchlief eine ständige Entwicklung, daher soll in diesem Kapitel aufgezeigt werden, wie sich die Altersbilder von der Antike bis zur Gegenwart – der Epoche der „Best Ager“³ – verändert haben. Best Ager rücken gegenwärtig immer mehr in den gesellschaftlichen Fokus und stellen eine – nicht zuletzt ökonomisch – immer bedeutendere Altersklasse dar. Ein Rückblick erscheint vor allem deswegen sinnvoll zu sein, um noch einmal deutlich zu machen, welchen Wandel die gesellschaftliche Bewertung des Alterns und die Bedeutung eines höheren Alters durchlaufen haben. Die historische Periodisierung dieses Kapitels erfolgt nach LUH (2006).

Da sich die Lebenserwartung in den vergangenen Jahrhunderten stark erhöht hat, ist das Alter der Alten natürlich variabel. LUH (2006: 303) betont, dass Alter keine Konstante ist:

Alter [ist] keine anthropologische, biologische oder kalendarische Konstante [...]. (Hohes) Alter ist ein soziokulturelles Konstrukt, das in der jeweiligen Gesellschaft geprägt wird, historisch entsteht und sich historisch verändert. Dieser Sachverhalt betrifft den zahlenmäßigen Anteil der Alten an der Gesamtbevölkerung, ihre Lebensbedingungen und schließlich die Antwort auf die Frage, wer überhaupt als ‚alt‘ gilt. Alter war und ist zudem gekennzeichnet durch geschlechts-, standes- und schichtspezifische und nicht zuletzt individuelle Ausprägungen in der jeweiligen Zeit.

BEAUVOIR (1970) zufolge ist das Alter zweideutig. Zum einen gebe es die soziale Kategorie und zum anderen das Einzelschicksal. Ersteres werde von den Moralist/innen, die oftmals Lügen verbreiten würden, vertreten und zweiteres von den Dichter/innen, die durch ihre Spontaneität ehrlicher wirken. Die jeweiligen Ansichten sind allerdings in keinster Weise miteinander vereinbar (vgl. BEAUVOIR 1970: 111). Alte seien generell im Nachteil. Es gebe einen Übergang von dem / der Jugendlichen zu dem / der Erwachsenen, nach diesem bleibe man ein Erwachsener / eine Erwachsene, gleichgültig wie alt man ist. Ob man nun 40 Jahre oder 80 Jahre alt ist, sei völlig irrelevant. Alten biete man z. B. im Fernsehen keine eigenen Sendungen wie Kindern. Dennoch verhöhne man sie dafür, dass sie dieselben Gefühle zeigen, Wünsche und Verlangen hegen wie ein/e Jüngere/r. Dazu würden unter anderem Liebe, Eifersucht oder Sexualität zählen. Bei ihnen würden diese Gelüste bzw. Gefühle abstoßend und widerwärtig wirken,

² Die „Alten“ werden an dieser Stelle einmalig durch Anführungszeichen hervorgehoben bzw. gekennzeichnet, in der Folge nur noch in den Überschriften, ohne jegliche Absicht der Diskriminierung.

³ Der Terminus „Best Ager“ wird ab dieser Stelle nur noch in den Überschriften durch Anführungszeichen hervorgehoben, ohne jegliche Diskriminierung.

was bei einem/r Jungen nicht so sei, obwohl doch alle Erwachsene seien, was sie gleichstellen sollte (vgl. BEAUVOIR 1970: 7f.).

2.1 Die „Alten“ zu prähistorischer Zeit

Zwar liegen keine Schriften aus dieser Zeit vor, dennoch gibt es gegenwärtig gewisse Vorstellungen über die Alten zu prähistorischen Zeiten. Obwohl lediglich Mutmaßungen angestellt werden können, wird der Vollständigkeit halber auch auf diese Epoche eingegangen.

Die Menschen der damaligen Zeit waren Jäger/innen und Sammler/innen. Durch die beschwerlichen Lebensbedingungen dieser Periode wurden die Alten aufgrund ihrer körperlichen Schwäche wohl als Belastung betrachtet und daher vermutlich vielfach ausgesetzt, umgebracht oder Tieren zum Fraße vorgeworfen. Den Alten gehörte man an, wenn man älter als 30 Jahre wurde, das 40. Lebensjahr erreichte kaum jemand. Knochenfunde weisen darauf hin, dass die Menschen unterernährt waren, doch liegen keine verlässlichen Hinweise vor, die belegen, dass die Alten tatsächlich verstoßen oder ausgesetzt wurden, da oft Ortswechsel nötig waren, denen die Alten eher nicht gewachsen waren und man sie daher wohl zurückließ (vgl. LUH 2006: 304).

BEAUVOIR (1970) hat einen Vergleich verschiedenster Völker der damaligen Zeit zusammengetragen. Dieser ergab, dass ein Aussetzen der Alten nicht unbedingt einem Mythos entsprechen muss:

Bei den Hopi, den Stämmen Creek- und Krähen-Indianer sowie bei den südafrikanischen Buschmännern war es Sitte, die Alten in eine eigens zu diesem Zweck abseits des Dorfes errichtete Hütte zu bringen, ihnen ein wenig Wasser und Essen mitzugeben und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Bei den Eskimos, deren Mittel sehr beschränkt sind, überredet man die Alten, sich draußen in den Schnee zu legen und dort auf den Tod zu warten; oder man lässt sie bei einem Fischzug im Packeis zurück oder schließt sie in einem Iglu ein, wo sie erfrieren. (BEAUVOIR 1970: 65).

Doch der Tod der Alten und Schwachen erfolgte nicht zwangsläufig auf derart grausame und unmenschliche Weise. In Grönland etwa gaben sich die Inuit von Angmagssalik selbst und freiwillig dem Tod hin, wenn sie sich zu schwach fühlten und sich als Belastung für ihr Volk sahen. „Sie legten eines Abends eine Art öffentlicher Beichte ab, bestiegen dann zwei oder drei Tage später ihr Kajak und verließen das Land, um nicht mehr zurückzukehren.“ (BEAUVOIR 1970: 65).

Die Wortwahl „Beichte“ macht deutlich, dass das Alter und die damit einhergehende Schwäche in der damaligen Zeit einer Art Schande oder Schuld entsprachen.

Die Viehzucht und der Ackerbau führten in der Jungsteinzeit zu einem enormen Bevölkerungszuwachs, zumal sich dadurch eine Nahversorgung gewährleisten ließ. Um 5.000 v. Chr. entwickelten sich kleine Siedlungen mit landwirtschaftlicher Produktion, ausgestattet mit festen Gebäuden, teilweise sogar mit Mauerwerk, Keramik- und Werkzeugproduktion und differenzierter Steinbearbeitung. Die Jüngeren waren nun zuständig für die Produktion, während die Älteren ihr erworbenes Können und Wissen an die nächsten Generationen weitergaben. Zudem achteten sie darauf, dass althergebrachte Regeln eingehalten wurden. Es entwickelte sich ein Ahnen- bzw. Ahninnenkult, der den Alten Wertschätzung einbrachte (vgl. LUH 2006: 305). „Das Reich der Ahnen war eine Art geheimes Depot für gemeinschaftserhaltende funktionierende Lebensregeln und Deutungsmuster, die, verkörpert in den lebenden Alten, Teil des kollektiven Bewusstseins der Gemeinschaft wurden und diese stabilisierten.“ (LUH 2006: 305). In manchen heute existierenden Völkerschaften treten immer noch ähnliche gesellschaftliche Muster auf, die auf eine hohe Stellung der Alten hindeuten. Sie gelten als das Gedächtnis der Gemeinschaft und Bewahrer/innen der Genealogien, Lieder und Mythen. Dieses Wissen macht sie zu Lehrer/innen der Jüngeren (vgl. LUH 2006: 306). „Sie garantieren die korrekte Ausführung religiöser oder magischer Zeremonien, verkünden Orakel oder stellen den Kontakt zu den Ahnen / Ahninnen her und verfügen über eine einflussgebietende Vorrangstellung im religiös-magischen Bereich.“ (LUH 2006: 306). Meistens ist in solchen Gesellschaften der Älteste der Familie deren Oberhaupt.

BEAUVOIR (1970) stellt sich gegen diese Auffassung und ist der Ansicht, dass die Alten in jungsteinzeitlichen bzw. historisch frühen Gesellschaften eine Belastung darstellten und wenig von ihren Nachkommen beachtet oder gar wertgeschätzt wurden. Achtung erfuhr man nur, wenn man ein Schamane / eine Schamanin war. Als Frau war man den Männern und Familienoberhäuptern ausgeliefert, Frauen konnten getötet oder verkauft werden. Auch den Söhnen konnte es schlecht ergehen, doch drohte ihnen lediglich eine Enterbung, während man sich der Mädchen entledigte, da sie durch ihre Schwäche eine Belastung darstellten (vgl. BEAUVOIR 1970: 58). So manches Volk missachtet seine Alten, heute wie damals. Trostschansky lebte 20 Jahre bei den Jakuten, wo die Alten berichteten: „Sie lassen uns langsam an Kälte und Hunger

in einem Winkel sterben, nicht wie Menschen, sondern wie Tiere.“ (zit. nach BEAUVOIR 1970: 58).

Es lässt sich somit festhalten, dass das Altersbild zu prähistorischer Zeit, wie einleitend bereits beschrieben, tatsächlich nur auf Mutmaßungen beruht, diese allerdings einen schlechten gesellschaftlichen Stand der Alten, speziell der alten Frauen, erahnen lassen.

2.2 Die „Alten“ während der griechisch-römischen Antike

Die Untersuchung und Auswertung von Grabinschriften, Knochenresten, Verwaltungsschriften und literarischen Quellen deuten darauf hin, dass nur 8–10 % der damaligen Bevölkerung älter als 50 Jahre wurde. Die Alten der griechisch-römischen Antike erfuhren nicht nur vom Staat große Beachtung, auch von Philosoph/innen, Künstler/innen, Literat/innen, Jurist/innen und Mediziner/innen kam ihnen großes Interesse zu, besonders von letzterer Berufsgruppe. Speziell Hippokrates und Galen befassten sich mit den Alten. Galen beschäftigte sich als Erster mit der „Gerokomie“, der Altenpflege. Die Medizin der Antike stand allerdings ausschließlich der Oberschicht zur Verfügung, der restlichen Bevölkerung nur, wenn sie durch einen Patron gefördert wurde. Die Fürsorge der Alten und Kranken oblag der Familie und lag hauptsächlich in den Händen der Kinder (vgl. LUH 2006: 306). „Die Verpflichtung der Jungen zur Ehrfurcht und zum Unterhalt gegenüber den Eltern und Großeltern war eine gesellschaftlich tief verankerte moralische, sittliche und sogar heilige Pflicht.“ (LUH 2006: 306). Nach athenischem sowie römisch-kaiserlichem Gesetz galt es als Verpflichtung, sich um die Älteren zu kümmern. Kam den Jungen dieser Verpflichtung nicht nach, wurden sie inhaftiert (vgl. LUH 2006: 306). Die Alten genossen innerhalb der Familie und des Staates einen privilegierten Status. Sie behielten bis zu ihrem Tod Macht über Sachgüter sowie Familienmitglieder. Als alt galt man in der griechisch-römischen Antike ab einem Lebensalter zwischen 60 und 65, da mit diesem Alter der militärische Dienst endete.

Die *Gerusia*, der Rat der Alten in Sparta, bildete neben den *Ephoren* und der Volksversammlung die dritte Regierungsgewalt. 28 gewählte, über 60 Jahre alte *gerontes* verfügten über die oberste richterliche Gewalt. Außerdem bereiteten sie die Beschlüsse der Volksversammlung vor und konnten Beschlüsse ablehnen (vgl. LUH 2006: 307). Auch während der Antike waren

die Ahnen / Ahninnen ein wichtiger und stabilisierender gesellschaftlicher Bezugspunkt. Das Wertesystem wurde durch die Alten, die den Ahnen / Ahninnen am nächsten standen, erhalten. Starb das Familienoberhaupt, der älteste Mann der Familie, wurde sein ältester Sohn zum neuen Oberhaupt ernannt (vgl. LUH 2006: 308). Alt und Jung waren naturgemäß aufeinander angewiesen, die Entscheidungsgewalt lag allerdings in den Händen der Alten. Aristoteles war gegen so viel Machtzuspruch. Für ihn zählten die Ganzheit des Körpers, der Intellekt und die Seele eines Menschen. Der Verfall des Körpers bedingte dementsprechend auch den Verfall der Seele, des Intellekts und damit des Menschen insgesamt (vgl. LUH 2006: 308).

Alte [sind] misstrauisch aufgrund ihrer Lebenserfahrung, lau in ihrer Liebe und ihrem Hass, sie sind kleinlich, weil sie das Leben gedemütigt hat, sie sind egoistisch, furchtsam, kalt und unverschämt und leben mehr in Erinnerung als in der Hoffnung. Sie erscheinen mir deshalb maßvoll, weil sie keine Wünsche mehr, sondern nur noch Interessen haben. (Aristoteles, zit. nach LUH 2006: 308f.).

Cato vertrat einen völlig entgegengesetzten Standpunkt. „Der Schwachsinn des Alters, den man gemeinhin zweite Kindheit nennt, ist nicht bei allen Greisen festzustellen, sondern nur bei jenen, die von Natur aus einen armen Geist haben.“ (Cato, zit. nach BEAUVOIR 1970: 152). Cato war bezeichnenderweise zum Zeitpunkt seiner Aussage bereits 80 Jahre alt, was in der damaligen Zeit sehr selten war, und fühlte sich weder psychisch noch physisch eingeschränkt (vgl. BEAUVOIR 1970: 152).

2.3 Die „Alten“ während des Mittelalters und der frühen Neuzeit

Der gesellschaftliche Status der Alten ist im Mittelalter geprägt von problematischen Lebenslagen und Bewertungen. „Im spätrömischen Kaiserreich und im frühen Mittelalter waren die Alten vom öffentlichen Leben so gut wie ausgeschlossen: Die Jungen lenkten die Weltgeschichte.“ (BEAUVOIR 1970: 162). In einer Zeit, die von Kriegen und Waffenproduktion geprägt war, gab es für die Alten keinen Platz. Diese Phase dauerte von ca. 1350 bis in die frühe Neuzeit des 17. Jahrhunderts an. Die Lebenserwartung der Menschen betrug in etwa 20–30 Jahre, überlebte ein Säugling sein 1. Lebensjahr, erhöhte sich die Lebenserwartung auf 35–45 Jahre. Allerdings sind Zahlenangaben hinsichtlich dieser Zeit stark ambivalent und unterscheiden sich oft nach Region, sozialer Schicht und Geschlecht. Anders als heute war die Lebenserwartung der Frauen damals geringer als die der Männer. Feldarbeit und häufiges Gebären von Kindern schwächten die Frauen, wodurch sie anfälliger für Krankheiten und Hungersnot waren. Es

konnte belegt werden, dass die Lebenserwartung in Genf stark nach sozialer Schicht variierte. So erreichten nur 30 % der Genfer Oberschicht ein Alter von 60 Jahren, aber nur 17 % der Mittelschicht und nur 10 % der Unterschicht. Zurückzuführen sind diese signifikanten Unterschiede auf die Ernährung sowie die Hygiene- und Wohnverhältnisse der jeweiligen sozialen Schicht.

Auch das biologische Altern war schichtenspezifisch. So war ein/e Bauer / Bäuerin mit 30 Jahren (vgl. LUH 2006: 309)

[...] in der Regel verbraucht und alt und runzlig, gebeugt und verschlissen von der schweren Arbeit, der schlechten Gesundheitspflege und Ernährung. Ein angesehener Zunftmeister oder ein adliger Ritter bzw. dessen Frau standen dagegen im gleichen Alter im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte und waren nicht unbedingt den Alten zuzurechnen. (LUH 2006: 309).

Aufgrund der extrem schlechten Lebensbedingungen des frühen Mittelalters betrug die Gesamtbevölkerung im deutschsprachigen Raum damals schätzungsweise zwischen drei und vier Millionen Menschen. Im Hochmittelalter verbesserten sich die Lebensbedingungen, was einen Bevölkerungszuwachs auf ca. 15 Millionen Menschen zur Folge hatte. Doch die Lebensverhältnisse verschlechterten sich bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges wieder spürbar, wodurch die Lebenserwartung erneut sank.

Das Wichtigste hinsichtlich der „Bewertung“ des Menschen war im Mittelalter im Allgemeinen die körperliche Stärke, Intellekt und „Weisheit“ waren demgegenüber eher nebensächlich. Kampfkraft für Kriege sowie Wagemut waren von Bedeutung, was typische Attribute der Jungen waren. Dies bedeutete eine schlechte Position und einen Wertverlust der Alten innerhalb der Gesellschaft. Allerdings verhielt es sich in der Mittel- und Oberschicht des 13. / 14. Jahrhunderts anders als in der bäuerlichen Unterschicht. Die Alten der Mittel- und Oberschicht trieben die Wirtschaft und die Politik der Städte voran. Hier genossen die Alten aufgrund ihrer Erfahrung mehr Ansehen als die Jungen.

Insgesamt verloren die Alten im Mittelalter im Vergleich zur griechisch-römischen Antike jedoch stark an Wertschätzung. Der / die Alte war ein/e unnütze/r Esser/in. Von Fürsorge und Mitleid für die Alten, wie man sie in der Antike antraf, war nicht viel übriggeblieben. Geistige

und körperliche Folgeerscheinungen des Alters wurden verachtet (vgl. LUH 2006: 311). Auslöser für diesen Werteverfall waren auch theologische Schriften, z. B. von Augustinus aus der Spätantike sowie Isidor von Sevilla im frühen Mittelalter. Genannte Autoren trugen maßgeblich zum negativen Bild der Alten bei, u. a. mit Verweisen auf die körperliche Gebrechlichkeit und den altersbedingten Verlust des Verstandes (vgl. LUH 2006: 310f.). Alter ist demzufolge

[...] die Strafe Gottes für die Erbsünde der Menschen, die für die Gläubigen erst am Jüngsten Tage durch Gott aufgehoben wird. So wie Jesus im besten Mannesalter mit Anfang 30 auferstanden ist, werden die ‚Gerechten‘ am Jüngsten Tag in junger Gestalt folgen, ohne dann jemals wieder altern zu müssen. (LUH 2006: 311).

2.4 Die „Alten“ während der Aufklärung

Der deutschsprachige Raum konnte nach dem Dreißigjährigen Krieg einen enormen Anstieg der Einwohner/innenzahl verzeichnen. So lebten hier zwischen 1720 und 1750 ca. 15–17 Millionen Menschen. Doch war dieser Zuwachs nicht auf medizinischen Fortschritt zurückzuführen, vielmehr trug die Stabilisierung der allgemeinen Lebensbedingungen zum Bevölkerungszuwachs bei. Auch der Ausbau des Staatswesens und der Agrarproduktion schritten massiv voran. Durch Aufsichtsbehörden wurde nun sichergestellt, dass die hygienischen Verhältnisse vertretbar waren, zudem konnte die Pest ausgerottet werden und auch andere Seuchen gingen zurück. Dadurch konnten generell die Abwehrkräfte der Menschen gestärkt werden, was beispielsweise dazu führte, dass eine Erkältung nicht gleich mit dem Tod endete.

Das aufgeklärte Staatswesen, das das feudale Gewaltmonopol einschränkte und versuchte, die staatliche Gerichtsbarkeit durchzusetzen, brachte den Alten Vorteile. Die Wichtigkeit von körperlicher Stärke, die im Mittelalter von großer Bedeutung war, ging zurück. Recht und Gesetz erlangte zunehmend an Wert vor Kampf und Konflikt. Die altersbedingte Weisheit der Alten rückte wieder in den Vordergrund und erhielt Achtung. In der staatlichen Verwaltung wies hohes Alter sogar auf Qualität hin. Der Rang im Staatswesen war durch das Alter bestimmt. Vonseiten des aufgeklärten Staatswesens wurde nun auch auf die Alten der Unterschicht geachtet: Pfarrgemeinden, bürgerliche Wohltätigkeitsvereine, staatliche und lokale städtische Verwaltungen, sozialfürsorgliche Mäzene / Mäzeninnen u. a. sorgten für ausreichend Nahrung, medizinische Versorgung und ein Zuhause für die Alten (vgl. LUH 2006: 312).

Insgesamt ist festzuhalten, dass sich in der Zeit der Aufklärung eine entsprechende Moralphilosophie entwickelte:

Die Zielsetzung war der Aufbau einer humanen Gesellschaft, ausgehend von der Kraft der Vernunft, dem Menschenrechtsgedanken und dem Mittel der Erziehung. Die Achtung vor dem Mitmenschen und das Gebot, den Mitmenschen in keiner Form zu schädigen, waren Grundlage dieses Denkens, das weitreichende Auswirkungen auf ein neues, bestimmendes Altenbild hatte. (LUH 2006: 312f.).

Es herrschte nun das Leitbild eines sozialen Miteinanders, die Ansichten des Mittelalters waren zurückgedrängt worden. Auch die Literatur vermittelte ein positiveres Bild der Alten. Bedeutend für diesen Wandel waren sicherlich die eingeführte Staatsform und das Leben nach „aufgeklärten“ Normen und Werten. Spott in Bezug auf die Alten führte zu maßgeblichen Sanktionen (vgl. LUH 2006: 313).

2.5 Die „Alten“ in der Industriegesellschaft

Der Zeitraum, auf den sich dieses Kapitel bezieht, ist von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre zu datieren. Schon während der Aufklärung konnte man einen außerordentlichen Bevölkerungszuwachs und eine Erhöhung der Lebenserwartung verzeichnen, doch gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Schub, der mit keinem bisherigen vergleichbar war. Grund war nicht nur die Etablierung hygienischer Standards, hinzu kam ein massiver Fortschritt im medizinischen Bereich. Daneben konnte auch die Ernährung erforscht und dementsprechend weiterentwickelt werden. Die durchschnittliche Lebenserwartung betrug im deutschsprachigen Raum um 1850 ca. 33 Jahre, 1871 / 1880 ca. 47 Jahre, 1949 / 51 ca. 69 Jahre und im Jahr 2000 bereits ca. 78 Jahre. Im Verlauf der Menschheitsgeschichte starb vor dem 20. Jahrhundert kaum jemand an Altersschwäche, erst durch den Fortschritt der Medizin wurde dies möglich.

Während des freien, „ungezähmten“ Kapitalismus waren die Menschen ihrem Marktwert ausgeliefert. Die Mehrzahl der Arbeiter/innen konnte dem körperlichen Druck nicht standhalten und starb früh. Die länger Lebenden waren dem Elend ausgeliefert, da sich der Lohn mit sinkender Arbeitskraft verringerte (vgl. LUH 2006: 313). Die Zahl der hilfsbedürftigen Alten stieg, doch die soziale Absicherung sank. 1957 wurde in Deutschland der Alters-Ruhestand eingeführt. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit galt als alt, wer typische augenscheinliche Merkmale aufwies, wie z. B. graues Haar und den körperlichen Verfall. Das Alter war somit nicht an

eine Anzahl von Lebensjahren gebunden, die Altersmessung erfolgte damals „rein“ biologisch. Diese Form der Messung änderte sich zur Zeit der Industriegesellschaft, die Altersbestimmung erfolgte nun kalendarisch. Im Alter zwischen 58 und 70 Jahren erfolgte der „wohlverdiente Ruhestand“ (vgl. LUH 2006: 314).

Der Ausdruck ‚wohlverdienter Ruhestand‘ verweist auf die (materiellen) Vorzüge und die (lebenspraktische und tiefe psychologische) Problematik dieser modernen Altersfestsetzung. Alt ist, wer aus dem ‚aktiven‘, durch Arbeit bestimmten Leben ausscheidet und in den Ruhestand versetzt wird. (LUH 2006: 314).

Die Erfahrung der Alten wurde zur Zeit der Industrialisierung zwar geschätzt, doch nicht so sehr wie die Innovationen junger Unternehmer/innen, Wissenschaftler/innen und politischer Reformator/innen und Revolutionär/innen. Durch die Jugendbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff „Jugendlichkeit“ „[...] zu einem polemischen Gegenbegriff zu dem (zu überwindenden) ‚Alten‘. Die Glorifizierung der Jugendlichkeit zum ‚Mythos Jugend‘ wurde zu einer Weltanschauung und einem Reformkonzept, [...]“ (LUH 2006: 314). Dieses Bild hält sich bis heute. Es wird versucht, das Alter medizinisch und kosmetisch zu vertuschen. Ab den 1990er Jahren entwickelte sich die gesellschaftliche Einsicht, dass eine Abwertung des „Ruhestandes“ unmenschlich und herabwürdigend ist (vgl. LUH 2006: 314).

2.6 „Best Ager“ und der demographische Wandel in Österreich

Der Begriff Best Ager bezeichnet eine Person ab 50 Jahren. Die Wirtschaftskammer Österreich (WKO) erstellte 2009 im Zuge des KMU-Aktionsprogramms (KMU = Kleine und mittlere Unternehmen) eine Online-Broschüre ([www7](#)), die sich näher mit dieser Altersgruppe befasst, da der demographische Wandel und damit ebenso der Anstieg der Best Ager auch in Österreich spürbar ist.

Zu Beginn der 1950er Jahre lag demzufolge der Anteil jener Österreicher/innen, die das 60. Lebensjahr überschritten, bei weniger als 16 %, 2007 bereits bei 22 %. Prognosen der WKO gehen davon aus, dass fast ein Drittel der österreichischen Bevölkerung im Jahr 2030 60 Jahre und älter sein wird. Nicht nur Österreich, sondern ganz Europa ist von diesem Wandel betroffen. Es wird vorausgesagt, dass 2020 jede Europäerin / jeder Europäer 60 Jahre und älter sein wird. Wie auch in den vergangenen Jahrhunderten ist dies u. a. aufgrund von Fortschritten in

den Bereichen Medizin, Hygiene, Ernährung und Wohlstandszuwachs möglich. 42 % der Österreicher/innen werden 2020 über 50 sein. Doch ändert sich mit der steigenden Lebenserwartung nicht nur die Einstellung zum Älterwerden, sondern auch der Lebensstil der Best Ager. Die stetig steigende Lebenserwartung wird ambivalent betrachtet. So gibt es Meinungen, die jenen des Mittelalters ähneln. Von Vergreisung, Fachkräftemangel und Rentenkatastrophe wird gesprochen. Durch die Neudefinierung des Alters durch die Best Ager eröffnen sich aber auch positive Facetten hinsichtlich des demographischen Wandels. Best Ager fühlen sich meist 10–15 Jahre jünger als sie tatsächlich sind. Mehr als die Hälfte der Europäer/innen sieht sich mit 60–70 Jahren im „mittleren Alter“, 50-Jährige fühlen sich wie 35, 65-Jährige wie 50 und 70-Jährige wie 55–60-Jährige (vgl. [www7](#)). Dieser Wandel wird vermehrt in der Wirtschaft und (Konsum-)Gesellschaft bemerkbar. Die Altersgruppe „50 plus“ sieht sich zudem im besten Alter, da sie kraft ihres Alters in der Lage ist, sich Wünsche und Träume zu finanzieren. Das Leben ist für sie nun kostbarer als zuvor, denn nun können sie das Leben in vollen Zügen genießen. Aus dieser Einstellung heraus ergab sich für diese Altersgruppe der Begriff Best Ager. Selbstverständlich hat man es hier nicht mit einer homogenen Gruppe zu tun, da das körperliche Wohlbefinden und die soziale Lage stark variieren. Dennoch zeigen Verbraucheranalysen der WKO (vgl. [www7](#)), dass die „jungen Alten“ gerne konsumieren, mobil, vielseitig interessiert und ausgesprochen aktiv sind. Viele Best Ager wissen, was gerade „im Trend“ ist und wollen Neues erleben. „Sie sind kritische, anspruchsvolle Verbraucher, zugleich aber genussorientiert, konsum- und innovationsfreudig.“ ([www7](#)). Eine Umfrage der WKO aus dem Jahr 2009 zeigte, dass für Best Ager Qualität vor Quantität liegt. Besonders in Bezug auf Nahrung, Gesundheit, Körperpflege und Kosmetik sind sie bereit, mehr zu investieren. Ihre Ausgabefreudigkeit macht sie zu einer attraktiven Zielgruppe (vgl. [www7](#)).

Lukrativ sind die Best Ager vor allem für den Tourismus. Keine andere Altersgruppe unternimmt so viele Reisen wie die der 50–70-Jährigen. Reisen erweckt das Gefühl die „besten Jahre“ gut zu nutzen und zu genießen. Viele Reiseveranstalter bieten daher eigene Pakete für „50 plus“-Reisende an (vgl. [www7](#)).

Bei der hohen Lebenserwartung wächst in den Best Agern das Verlangen nach einem gesunden und langen Leben. Gesundheitsbewusste Produkte erfreuen sich immer größerer Beliebtheit (vgl. [www7](#)). „Kein Thema dominiert die Bedürfnisse der Best Ager so sehr [wie die Ge-

sundheit], denn die Erhaltung der eigenen Fitness ist die wichtigste Voraussetzung für Selbstbestimmtheit, Selbstverwirklichung und Lebensqualität im Alter“ (www7). Gemeint ist hier in erster Linie ein gesunder Lebensstil, kein Einnehmen von Medikamenten.

Neben diversen Sportangeboten speziell für Best Ager sollen auch Kaufhäuser seniorenrecht gestaltet werden. Wichtig ist dabei, dass sich die 50-plus-Generation nicht alt oder hilfsbedürftig fühlt. In Dortmund wurde bereits eine Testfiliale eröffnet. Sie zeichnet sich durch besonderen Service und Bequemlichkeit für die Einkäufer/innen aus. Gänge wurden breiter als üblich gestaltet und die Ware wurde übersichtlich platziert. Außerdem wurden Schilder und Rechnungen gut lesbar formatiert. Zudem sind die Umkleidekabinen größer und in einigen Geschäften wurden sogenannte Ruhezeiten eingerichtet (vgl. www7).

Sehr beliebt bei den Best Agern ist das Bildungsangebot. „Auch im Alter werden Aus- und Weiterbildung immer wichtiger – ob für den Beruf oder aus dem persönlichen Wunsch heraus, neugierig zu bleiben.“ (www7). 93 % der 55–64-Jährigen nutzen das Bildungsangebot (vgl. www7), was deutlich macht, dass die Best Ager auch im Bereich der Bildung eine lukrative Zielgruppe sind.

Ein weiteres Thema, das von den Best Agern dominiert wird, ist „Wohnen und Einrichten“. Keine andere Altersgruppe bringt mehr Interesse dafür auf. Hier spielt ebenfalls die Qualität eine maßgebliche Rolle bei den 50–70-Jährigen, wodurch sie auch in diesem Bereich als sehr gewinnbringend gelten. Viele Menschen übersiedeln gerne, wenn ihre Kinder aus dem Haus sind; das lässt u. a. die Baubranche boomen. Der Wunsch nach einer besseren Infrastruktur ist einer der Gründe, warum Menschen im Alter umziehen. Die Selbstständigkeit der Menschen auch im Alter zu bewahren haben sich einige Unternehmen zum Ziel gesetzt. So entwirft z. B. der Küchenbauer „Plana“ speziell Küchen für ältere, eingeschränkte Personen (vgl. www7).

Die Best Ager machen überdies keinen Bogen um die neuen Medien. Das Internet wurde in den vergangenen Jahren zu einem beliebten Medium. 2007 nutzten 37 % der 55–74-jährigen Österreicher/innen das Internet, was im Vergleich zu 2003 einen Anstieg von 24 % bedeutet. Bei den Best Agern, die im Internet aktiv sind, handelt es sich um die in dieser Diplomarbeit untersuchte Gruppe, die sogenannten Silver Surfer (vgl. www7). Mehr zu den Silver Surfern ist im anschließenden Kapitel 3 nachzulesen.

3 „Silver Surfer“

In diesem Kapitel soll einerseits der Begriff Silver Surfer analysiert werden, andererseits sollen typische Verhaltensweisen dieser Gesellschaftsgruppe im Netz auf Basis bisheriger Forschungsergebnisse aufgezeigt werden.

Nach dieser Einführung, die für das Verständnis nachfolgender Kapitel relevant ist, wird auf das Wesentliche eingegangen: das Internet-Nutzer/innenverhalten der Silver Surfer, der Zielgruppe dieser Diplomarbeit. Darüber hinaus wird die sogenannte „Digitale Kluft/Spaltung innerhalb der Gesellschaft“ diskutiert, die sich in den vergangenen Jahren herausgebildet hat.

3.1 Soziale / gesellschaftliche Merkmale der „Silver Surfer“

Der Begriff Silver Surfer, der an die silbergrauen Haare, die meist mit steigendem Alter einhergehen, angelehnt ist (vgl. [www10](#)), bezeichnet eine Person ab 50 Jahren, die im Internet aktiv ist. Best Ager oder „Angehörige/r der Generation 50 plus“ werden oft synonym verwendet, was genau genommen inadäquat ist, da Best Ager oder Personen der Generation 50 plus nicht zwangsläufig im Internet aktiv sind, was hingegen auf Silver Surfer sehr wohl zutrifft. Die Quellen dieses Kapitels sind teilweise schon älteren Jahrgangs, dennoch nicht veraltet und / oder überholt. Bei den Silver Surfern handelt es sich um eine Personengruppe, die bislang nur wenig erforscht wurde.

Laut KÜBLER (2009) kann man von einem Silver Surfer sprechen, wenn eine ältere Person in der Lage ist, durch das Internet zu navigieren sowie E-Mails zu senden und zu empfangen. Außerdem sei das Verwenden diverser Chats ein wichtiges Merkmal eines Silver Surfers. Auch Online-Banking sowie Online-Shopping und Informationsbeschaffung jeder Art seien wichtige Indikatoren bzw. Faktoren (vgl. KÜBLER 2009: 105f.). Darüber hinaus steigt bei den Silver Surfern auch das Interesse an sozialen Netzwerken. Laut „EIAA Silver Surfers Report“ (EIAA = European Interactive Advertising Association) aus dem Jahr 2007 nutzen 18 % der über 55-Jährigen mindestens einmal im Monat soziale Netzwerke wie „MySpace“ oder „Bebo“. „Platinnetz, das Netzwerk für die Generation der Junggebliebenen“ ist ebenso eine beliebte Anlaufstelle und

zudem altersadäquat ausgerichtet (vgl. [www9](#)). Aber auch das soziale Netzwerk „facebook“ hat sich bei den über 55-Jährigen in den letzten Jahren stark etabliert, wie amerikanische Studien von „iStrategylabs“, einem Softwareunternehmen mit Sitz in Washington, D. C., zeigen. Das Unternehmen untersuchte 2014 die US-Internet-Nutzer/innen nach Altersgruppen, um festzustellen, welche Altersgruppe wie einschlägig innovativ ist. In den Gruppen 13–17 Jahre und 18–24 Jahre sank die Zahl der Facebook-Nutzer/innen im Vergleich zu 2011 um 25,30 % bzw. 7,50 %, während die Gruppe 35–54 Jahre um 41,40 % zunahm. Den stärksten Zuwachs machten allerdings die Nutzer/innen ab 55 Jahren aus. Ihr Aufstieg bewirkte im Gegensatz zu 2011 eine Steigung um 80,40 % User/innen, das entspricht ca. 12,4 Millionen Facebook-Mitgliedern (vgl. [www5](#)). Wie bereits erwähnt, erfreut sich auch das Online-Shopping großer Beliebtheit bei den Silver Surfern. 2007 bestellten 20 % der Österreicher/innen zwischen 55 und 64 Jahren Waren und Dienstleistungen online. Durchschnittlich gibt jeder Silver Surfer 800 Euro pro Jahr beim Online-Shopping aus, unter anderem für Urlaube, Bücher und elektronische Geräte. Komfort und Zeitersparnis bringen immer mehr Silver Surfer dazu, dieses Angebot wahrzunehmen (vgl. [www7](#)).

3.2 Nutzer/innenverhalten der „Silver Surfer“

Ältere Menschen sind oft gezeichnet von Altersschwäche, welche unter anderem mit eingeschränkter Mobilität und diversen gesundheitlichen Defiziten einhergeht. Zudem treten häufig geistige sowie visuelle Beeinträchtigungen auf, die es gilt zu berücksichtigen. Neben den körperlichen Einschränkungen ist die fehlende oder mangelhafte Erfahrung mit dem Computer der entscheidende Grund, warum manche ältere Menschen das Internet wenig oder gar nicht nutzen. Auch eine grundsätzlich negative Einstellung den neuen Medien gegenüber kann ein Problem darstellen. Obwohl Personen über 50 generell angeben, dass das Wichtigste für sie der Kontakt zu Familie und Freunden sei, verweigern sie sich unter Umständen dem Internet, dabei könnte die Kontaktpflege durch die Verwendung der E-Mail-Funktion, eines Chat-Forums sowie der Videotelefonie deutlich vereinfacht werden (vgl. [STALLMANN 2012: 218f.](#)). [RUPPERT / SCHWEIGER](#) (vgl. 2009: 177) sind sogar der Ansicht, dass sich die Lebensqualität älterer Menschen durch die Online-Kommunikation deutlich verbessern würde. So ist es älteren Menschen möglich, innerhalb sowie außerhalb ihres Lebensraumes mit Freund/innen oder der Familie zu kommunizieren, was sehr wichtig erscheint, wenn man bereits an Mobilität verloren

hat oder die (Enkel-)Kinder im Ausland leben und ein häufiger Besuch nicht möglich ist. Das Internet kann mit Informationen versorgen, aber natürlich auch Unterhaltung bieten. Eine große Stütze kann in diesem Zusammenhang das Internet auch aufgrund des Online-Shoppings sein, da man Einkäufe aller Art auch bei eingeschränkter Mobilität tätigen kann. Auch die meisten Behördengänge lassen sich bereits online erledigen (vgl. Mollenkopf / Hampel, zit. nach OPPENAUER 2009: 40f.). Unter Verweis auf diese deutlichen Erleichterungen im Alltag unterstreichen Mollenkopf und Hampel damit die Gedanken KÜBLERS (2009) und Ansätze von RUPPERT / SCHWEIGERS (2009). Zudem konnte gezeigt werden, dass sich positive Effekte hinsichtlich Unabhängigkeit, Wohlbefinden und Selbstwert älterer Menschen auf Basis der Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien entwickeln. Das regelmäßige Nutzen des Computers bzw. des Internets kann für ältere Menschen stimulierend wirken, das Autonomiegefühl verstärken sowie Einsamkeit reduzieren und das Wohlbefinden steigern (OPPENAUER 2009: 41).

3.3 Mediennutzungstypologie

Im zweiten Kapitel wurde auf den gesellschaftlichen Status der Alten im Verlauf der Zeit eingegangen, hier sollen nun die „heutigen“ Alten unter dem Aspekt der Technologienutzung betrachtet werden. Zu diesem Zweck wird eine Mediennutzungstypologie aus dem Jahr 2015 herangezogen (ECKERT / FEUERSTEIN 2015), denn sie bezieht neben den demografischen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Bildung und Religion auch Geschmack, Einstellungen, Interessen und Freizeitbedürfnisse zur näheren Differenzierung mit ein. Für diese Typisierung wurden die Merkmale Freizeitverhalten, musikalische Vorlieben, Themeninteressen, Werte und Lebensziele zugrunde gelegt. Man unterscheidet demzufolge zehn verschiedene Nutzer/innentypen: „der / die Spaßorientierte“, „der / die Zielstrebige“, „der / die moderne Etablierte“, „der / die Familienorientierte“, „der Eskapist / die Eskapistin“, „der / die Engagierte“, „der / die Häusliche“, „der / die Hochkulturorientierte“, „der / die Zurückgezogene“ und „der / die Traditionelle“⁴ (vgl. ECKERT / FEUERSTEIN 2015: 482ff.). An dieser Stelle werden nur die letzten fünf genannten genauer erläutert, da diese Nutzer/innentypen auf die Probanden und Probandinnen

⁴ Die genannten Nutzer/innentypen werden ab dieser Textstelle nicht mehr unter Anführungszeichen hervorgehoben.

dieser Diplomarbeit zutreffen. Dadurch, dass die Grenzen teilweise fließend sind und sich die Alterszuordnung zum jeweiligen Nutzer/innentyp nicht pauschalisieren lässt, zumal ein Spaßorientierter / eine Spaßorientierte ebenso über 50 Jahre alt sein könnte, orientiert sich die vorliegende Arbeit am Durchschnittsalter, gemäß der Mediennutzungstypologie.

Typische Merkmale der Engagierten sind, dass sie aktiv und aufgeschlossen sind. Außerdem haben sie ein breitgefächertes Interesse, das Politik, Gesellschaft und Kultur, Umwelt und Natur sowie Verbraucher/innenthemen umfasst. Sie verfügen über eine hohe Kulturraffinität ohne Abgrenzungsbestreben. Das Durchschnittsalter der Engagierten liegt bei 56 Jahren. Wenn der / die Engagierte das Internet nutzt, dann hauptsächlich für die Kommunikation oder Informationsbeschaffung. Im Durchschnitt ist der / die Engagierte 81 Minuten am Tag online.

Die Häuslichen sind im Durchschnitt 61 Jahre alt. Im Alltag ist ihnen Sicherheit, Kontinuität und Planbarkeit wichtig. Sie orientieren sich stark an traditionellen Wertvorstellungen, stehen der Kirche und Religion dennoch skeptisch gegenüber oder lehnen diese sogar ab. Sie heben sich von den anderen Nutzer/innentypen stark durch ihre ausgeprägte säkulare Grundhaltung ab. Das Internet ist für die Häuslichen wenig bedeutend, 30 Prozent dieser Generation sind Offliner. Die Onliner verbringen rund 65 Minuten am Tag im Internet.

Das Durchschnittsalter der Hochkulturorientierten liegt bei 62 Jahren, wobei 55 Prozent zwischen 50 und 69 Jahren sind und knapp ein Drittel 70 Jahre und älter ist. Sie sind in der Regel hochgebildet. 36 Prozent von ihnen besitzen einen Hochschulabschluss und zählen im Ruhestand zu den Wohlstuitierten. Der Schwerpunkt ihrer Freizeitaktivitäten liegt im Hochkulturellen wie Schauspiel, Oper oder klassische Konzerte. Diese Gruppe sucht in der Nutzung des Internets neben Entspannung auch eine tiefere Auseinandersetzung mit Themen und Inhalten. So wird die E-Mail-Funktion in gleicher Weise verwendet wie diverse Web-Sites, die ihrem Interesse entsprechen. Die Hochkulturorientierten verbringen im Schnitt 77 Minuten am Tag im Internet.

Die Zurückgezogenen sind eher zurückhaltende Menschen mit einer passiven Lebensweise. Sie verfügen über wenig Kontakte, 60 Prozent von ihnen leben alleine. Ihr Interessensspektrum ist wenig ausgebreitet, die Freizeitgestaltung beschränkt sich daher meist auf Arbeiten

oder Aktivitäten innerhalb ihres Zuhauses. Vorrangige Themeninteressen sind Tiere, Boulevardthemen und Religion. Im Durchschnitt sind die Zurückgezogenen 63 Jahre alt. 61 Prozent sind Offliner, die 39 Prozent der Onliner verbringen rund 39 Minuten am Tag im Internet, bei ihnen dominiert das Fernsehen mit 353 Minuten am Tag. Die Zurückgezogenen bilden die kleinste Gruppe dieser Typologie.

Der älteste Nutzer/innentyp ist der der Traditionellen. Die Traditionellen entsprechen der wertkonservativen Nachkriegsgeneration. Im Alltag ist ihnen Sicherheit, Harmonie und Sparsamkeit wichtig. Wie auch die Engagierten haben sie eine stark religiöse Lebensweise. Zu ihren Interessen zählen neben Glaubensthemen Tiere und Natur, Gesundheit und Politik. Der überwiegende Teil dieser Gruppe zählt zu den Offlinern, die anderen verbringen um die 29 Minuten pro Tag im Internet. Das Durchschnittsalter liegt in der Gruppe der Traditionellen bei 71 Jahren (vgl. ECKERT / FEUERSTEIN 2015: 491–495).

3.4 Motive der Nichtnutzung

OPPENAUER (2009: 46f.) zufolge gibt es zwei wesentliche Faktoren, die das Internet-„Non-Use“ determinieren und grundsätzlich auf alle Altersklassen zutreffen, doch insbesondere auf die der Best Ager: einerseits *accessibility* bzw. *usability* sowie andererseits die „digitale Kluft“ (*digital divide*).

3.4.1 Accessibility, Usability und Inclusion

Internet-*Accessibility* und *-Usability* sowie *-Inclusion*⁵ sind bedeutende soziale Faktoren, da für Menschen mit Beeinträchtigungen und / oder Behinderungen, aber auch ältere Menschen, weiters Menschen, die am Land leben oder jene mit geringem Bildungsstand immer wieder Nachteile entstehen, wenn es um die Nutzung des Internets geht. Diese Nachteile führen zu einer Diskriminierung dieser Personengruppen (vgl. OPPENAUER 2009: 46f.).

⁵ Die Begriffe „Accessibility“, „Usability“ und „Inclusion“ werden im weiteren Verlauf nicht mehr kursiv oder durch Anführungszeichen hervorgehoben.

Der Begriff Accessibility ist mit 'Zugänglichkeit' zu übersetzen. Dabei geht es um diskriminierende Aspekte im Zusammenhang mit gleichwertiger Nutzer/innenerfahrung für Menschen mit Behinderungen sowie Personen mit altersbedingten Beeinträchtigungen. Für das Web bedeutet Accessibility, dass Menschen mit Behinderungen wahrnehmen, verstehen, navigieren und mit Web-Sites und Tools interagieren können und dass sie gleichermaßen ohne Barrieren im Internet mitwirken können, so die „Web Accessibility Initiative“ (vgl. [www6](#)).

Usability wird in diesem Kontext meist mit 'Gebrauchstauglichkeit' übersetzt. Bei der Usability geht es um die Gestaltung von nutzbringenden Produkten. Die ISO (Internationale Organisation für Normung) definiert die Usability als das Ausmaß, in dem ein Produkt von bestimmten Benutzer/innen verwendet werden kann, um bestimmte Ziele effektiv, effizient und mit Zufriedenheit in einem spezifizierten Verwendungszweck zu erreichen (vgl. [www6](#)).

Die „Web Accessibility Initiative“ ([www6](#)) nennt in diesem Zusammenhang noch den Begriff Inclusion. Dieser kann mit 'Einschluss' oder 'Aufnahme' übersetzt werden. Gemeint ist die Gestaltung von Produkten wie Web-Sites, sodass sie von jeder Person soweit wie möglich genutzt werden kann, ohne dass eine Anpassung erforderlich ist. Inclusion umfasst eine breite Palette von Themen wie Zugang und Qualität von Hardware, Software und Internet-Konnektivität, Computerkenntnisse und Fähigkeiten, ökonomische Situation, Bildung, geographische Lage und Sprache sowie Alter und Behinderung (vgl. [www6](#)).

Es ist deutlich erkennbar, dass sich die drei oben erläuterten Begriffe überlappen bzw., wie bereits erwähnt, eng beieinanderliegen.

3.4.2 Digitale Kluft/Spaltung

Unter dem Oberbegriff der digitalen Spaltung beschäftigt sich die kommunikationswissenschaftliche Online-Forschung mit sozialen und transnationalen Disparitäten im Zugang zu und in der Nutzung von digitalen Technologien im Allgemeinen und des Internets im Besonderen. (MARR / ZILLIEN 2010: 257).

Es geht somit um eine möglicherweise bestehende gesellschaftliche Ungleichheit hinsichtlich der Nutzung von digitalen Geräten und speziell der Nutzung des Internets. Man geht davon

aus, dass die Verwendung digitaler Technologie für den sozioökonomischen Status einer nutzenden Person auf der Mikroebene sowie das volkswirtschaftliche Potenzial eines Landes auf der Makroebene ökonomisch gewinnbringend ist (vgl. MARR / ZILLIEN 2010: 257).

Die „Wissenskluftspaltung“ der 1970er-Jahre lässt sich als Ausgangspunkt der Forschung zur digitalen Spaltung auslegen. Jene ging davon aus, dass der Wissensstatus einer Person wesentlichen Einfluss auf deren gesellschaftlichen Status habe. Die daraus resultierende Kluft zwischen Personen mit unterschiedlichem Status würde durch das schnellere Verarbeiten von Informationen durch die Statushöheren noch ausgeweitet statt geschlossen werden. Dieser Ansatz bekam später den Namen „Defizitperspektive“. Als Erweiterung dieses Ansatzes gilt die sogenannte „Differenzhypothese“. Sie geht davon aus, dass nicht für jede Bevölkerungsschicht dieselben Informationen relevant sind (vgl. MARR / ZILLIEN 2010: 258). ETTEMA / KLINE (1977) waren der Auffassung, dass nicht der Status bestimmend für das Wissen sei, sondern die Motivation der Einzelnen. Die Wissensklufforschung an sich schaffe erst die Herausbildung verschiedener Status (vgl. ETTEMA / KLINE 1977: 188). Der implizite Verweis auf Bernsteins Defizithypothese bzw. Labovs Differenzhypothese sowie die hier referierte Terminologie indizieren die Parallelen dieser Forschungsrichtung mit den Anfängen der modernen Soziolinguistik und deren frühen Untersuchungen des „schichtenspezifischen“ Sprachgebrauchs. Es konnte in den 2000er-Jahren festgestellt werden, dass 8 % mehr Männer im Internet aktiv sind als Frauen. Zudem konnte in Erfahrung gebracht werden, dass 80 % der Hochschulabsolvent/innen regelmäßig einen Computer verwenden. Bei Menschen, die hingegen lediglich über einen Pflichtschulabschluss verfügen, sind es nur 29 %. Kofi Annan plädierte 2003 dafür, dass der „digitale Graben“ zwischen Entwicklungs- und Industrieländern sowie zwischen jüngeren und älteren Personen geschlossen werden sollte. Besonders seien hier jene älteren Menschen gemeint, die während ihrer beruflichen Laufbahn keinen Kontakt mit dem Computer hatten und auch im Alter kein Interesse an der neuen Technologie haben. Die „Deklaration von Riga“ hat sich die sogenannte „E-Inclusion“ zum Ziel gesetzt, d. h. die Überwindung der digitalen Kluft (vgl. OPPENAUER 2009: 47). Ganz allgemein betrachtet befasst sich die Forschung zur digitalen Kluft mit der Teilung der Gesellschaft in *online* und *offline*. Näher betrachtet beschäftigt sich die einschlägige Forschung mit den Gründen der Existenz bzw. Entstehung einer Offline-Gesellschaft und der damit zusammenhängenden Diskriminierung, aber auch volkswirtschaftliche Faktoren spielen hier eine entscheidende Rolle.

4 Sprachgebrauch im Internet

Internet stellt die Abkürzung für „interconnected net“, zu Deutsch „in sich verbundenes Netz“, dar. Schon in der Abkürzung dieses Wortes wird das Grundprinzip, die Vernetzung, deutlich, es soll eine Vernetzung zwischen einem Netz und einem Sende- und Empfangsgerät hergestellt werden (vgl. SIEVER 2005: 1). Im Bereich der Kommunikation bietet das Internet ein elektronisches Face-to-Face-Gespräch. Es ermöglicht Konversationen, die nicht denselben Aufenthaltsort der Gesprächspartner/innen erfordert. Diese Option bringt sowohl im gesellschaftlichen bzw. sozialen Umfeld Vorteile, aber auch im Geschäftsleben. Speziell soziale Netzwerke im Internet eröffnen die Möglichkeit u. a. alte bzw. verlorene Kontakte wiederherzustellen sowie den Kontakt aktueller Freundschaften bzw. zu Familienmitgliedern aufrechtzuerhalten (vgl. DUTTON / GRAHAM 2014: 1). Das zentrale Medium war früher der Computer, durch die technische Entwicklung zählen nun auch Smartphones, Tablets und Ähnliches zu den Sende- und Empfangsgeräten der Online-Kommunikation (vgl. SIEVER 2005: 1).

Zu den vielfältigen Kommunikationsmöglichkeiten bietet das Internet auch Dienste wie Online-Shopping oder Online-Banking. Außerdem können Güter erworben werden, die es in Geschäften nicht zu kaufen gibt. Neben diesen Optionen ist es möglich, auf einer Homepage gleichzeitig bei mehreren Anbieter/innen Güter oder Dienstleistungen zu erwerben (vgl. DUTTON / GRAHAM 2014: 1).

Da in vorliegender Diplomarbeit Einstellungen hinsichtlich des Sprachgebrauchs im Internet untersucht werden, müssen zunächst (ausgewählte) Merkmale dieses Sprachgebrauchs vorgestellt bzw. erläutert werden.

Spricht man vom Sprachgebrauch im Internet, thematisiert man eigentlich die „Netzsprache“⁶. Unter Netzsprache („Netspeak“) fallen all jene sprachlichen Charakteristika, die erst durch das bzw. im Internet entstanden sind.

⁶ Der Begriff „Netzsprache“ wird ab dieser Textstelle nicht mehr unter Anführungszeichen gesetzt oder kursiv hervorgehoben.

4.1 Digitale Kommunikation sowie Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften

Die digitale Kommunikation hat sowohl quantitativ als auch qualitativ stark zugenommen. So ist es z. B. möglich, innerhalb kürzester Zeit massenhaft Nachrichten zu verschicken, und dies jederzeit, jederorts, wodurch sich eine grundlegende Veränderung in den kommunikativen und sozialen Beziehungen konstatieren lässt. Eine Face-to-Face-Kommunikation und eine digitale Kommunikation verschmelzen dadurch. SCHLOBINSKI (2006:26) bezeichnet die (Face-to-Face-)Kommunikation, die der „alten“ Kommunikationstechnologie entspricht, als „Realität erster Hand“. Die digitale Kommunikation bezeichnet er als „Realität zweiter Hand“.

Die digital(isiert)e Kommunikation stellt bekanntermaßen nicht den ersten „evolutionären“ Aufschwung in der medialen Kommunikation dar.

Die Entwicklung der Schrift, die skriptografische Revolution, die Erfindung des Buchdrucks, die typografische Revolution, und die Erfindung der Ton- und Filmträger, die phonografische und kinomatografische Revolution, waren entscheidende Etappen im Hinblick auf massenmediale Kommunikationsformen, die der sog. 2. Gutenberg-Revolution [Unter der „Zweiten Gutenberg-Revolution“ versteht man den Sprachwandel der letzten Jahre bzw. die Sprachentwicklung aufgrund der weltweiten Vernetzung durch das Internet (vgl. www8).] vorausgesetzt sind. (SCHLOBINSKI 2006: 28).

Durch die schriftliche Kommunikation findet eine enorme „Entlastung“ statt, da diese Kommunikation potenziell zeitlos und unabhängig vom Gedächtnis der Kommunikationspartner/innen sowie unabhängig vom Hier und der Alter-Ego-Situation ist (vgl. SCHLOBINSKI 2006: 29). „Durch Schrift wird Kommunikation unabhängig von der Sprechsituation und die primäre Origo zu einer virtuellen, sekundären. Dabei wird die Kommunikation „in ihren sozialen Effekten vom Zeitpunkt ihres Erstauftretens, ihrer Formulierung abgelöst.““ (LUHMANN 1984: 127). Die Erfindung des Buchdrucks und die damit verbundene Verbreitung von Schrift hatte wesentliche Auswirkungen auf die Sprach- sowie Kommunikationsgemeinschaften.

4.2 Sprachliche Merkmale der Netzsprache

Wenn man über sprachliche Charakteristika der Netzsprache spricht, sind diese nicht zwingend als positiv zu werten. Kritiker/innen sehen hier keine Erweiterung oder Entwicklung von

Sprache, sondern im Gegenteil – einen Verfall. Die Sprache werde durch das Internet verunstaltet, auf diese Betrachtungsweise soll im nachfolgenden Kapitel 5 näher eingegangen werden.

Durch das Durchsetzen neuer Lexeme, Entwicklungen auf dem Gebiet der Abkürzungen und Kurzschreibweisen, vor allem aber auf Basis der digitalen Technologie ist eine Kommunikationsform entstanden, die eine enorme Geschwindigkeit aufweist. Informationen gelangen in Bruchteilen einer Sekunde vom / von der Sender/in zum / zu der Empfänger/in. Die Online-Kommunikation generiert bzw. potenziert zudem eine hybride Kommunikationsform, die sich zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit bewegt; auf dieses Phänomen wird im nachfolgenden Kapitel 5 detaillierter eingegangen. Neben einer Tendenz zur Selbstregulation ist eine hohe Sensibilität hinsichtlich der Sprache und Kreativität von Seiten mancher Nutzer/innen festzustellen.

Viele Linguist/innen haben sich bereits mit den sprachlichen Merkmalen der Online-Kommunikation befasst. Einige von ihnen plädieren dafür, dass es sich hinsichtlich des entsprechenden Sprachgebrauchs um eine eigene „Sprache“ handelt. HAASE et al (1997) bezeichnen sie als „Sondersprache des Internets“, KREISEL / TABBERT (1996) sprechen von einem „Net Jargon“, ABEL (2000) von einem „Cyberslang“ und BÄR (2000) nennt die Bezeichnungen „Cyberdeutsch“ oder „E-Hochdeutsch“. CRYSTAL (2001: 18) vertritt die Annahme der Existenz einer, wie er es nennt, „Netspeak“ bzw. „Netzsprache“: „There is a widely held intuition that some sort of Netspeak exists – a type of language displaying features that are unique to the Internet.“ CRYSTAL (2001) grenzt zwei Formen der Netzsprache ab: Netzsprache₁ befasst sich mit dem Sprachgebrauch im Internet und Netzsprache₂ mit der Verwendung fachsprachlicher Bezeichnungen (wie z. B. *Browser* oder *Screenshot*) (vgl. CRYSTAL 2001: 82f.). Für vorliegende Diplomarbeit ist Netzsprache₁ relevant. Während allen voran CRYSTAL (2001) dafür plädiert, die Netzsprache als eine eigene Sprache des Internets anzuerkennen, nennt DÜRSCHIED (2004) zwei Gründe, warum dies nicht zutreffen könne. Zum einen seien die sprachlichen Merkmale der Online-Kommunikation nicht neu und würden auch in anderen Kontexten vorkommen, zum anderen gebe es zwar internetspezifische Ausdrucksformen, allerdings nicht generell, denn diese seien situations- sowie sprecherabhängig (vgl. DÜRSCHIED 2004: 145). Ob die Netzsprache nun eine eigene Sprache ist, bleibt strittig, doch lässt sich nicht leugnen, dass der Sprachgebrauch im Internet einige

spezifische Merkmale aufweist. MARX / WEIDACHER (2014) schlagen diesbezüglich drei Gruppen von Phänomenen vor: (1) Indikatoren für Adaptionprozesse, (2) Indikatoren für sprachliche Sensibilität und Reflexion und (3) Indikatoren der Oraliteralität (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 92, 95). Neben der Erläuterung dieser drei Gruppen wird im Folgenden versucht, in der Gruppe der Indikatoren für Adaptionprozesse eine zusätzliche Abgrenzung von Orthographie, Grammatik und Lexik vorzunehmen.

4.2.1 Indikatoren für Adaptionprozesse

Unter Adaption wird hier verstanden, dass Lexeme, grammatikalische Konstruktionen oder andere sprachliche Formen, die für andere Kommunikationsdomänen typisch sind, in den Bereich der Internetkommunikation übernommen werden (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 95f.). Einige dieser Adaptionen werden im Folgenden erläutert, zudem werden sie in die Bereiche Orthographie, Lexik und Grammatik unterteilt.

4.2.1.1 Orthographie

In der Orthographie finden sich viele Merkmale, die u. a. auf das schnelle Schreiben in beispielsweise E-Mails oder Chats zurückzuführen sind. Der / die Nutzer/in missachtet die korrekten Schreibweisen zugunsten der Zeitersparnis. Dies ist vergleichbar mit einer „schlampigen (Hand-)Schrift“.

Bei der Online-Kommunikation geht es meist weniger darum, mit einer tadellosen Orthographie oder Grammatik zu glänzen, sondern seine Nachricht schnell zu übermitteln. Daher wird meist auf eine Korrektur verzichtet. ‚Begleiterscheinungen‘, die mit dieser schnellen Kommunikation einhergehen, sind unter anderem Tippfehler, unnötige oder auch fehlende Spatien und der Verzicht auf die Einhaltung der Regeln der Groß- und Kleinschreibung im Deutschen.

SCHLOBINSKI (2001) führte im Sommersemester 2001 im Zuge eines Seminars zur Medienkommunikation eine Studie durch, die das Kommunikationsverhalten per SMS untersuchte. 60 % der 150 Proband/innen setzen die normierte Groß- und Kleinschreibung nicht um, allerdings

ließ sich bei 43 % ein Muster in der Abweichung erkennen. So konnte man erkennen, dass eine konsequente Kleinschreibung oder Großschreibung vorherrscht. Der Studie entsprechend lassen sich vier Merkmale hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung festhalten (vgl. SCHLOBINSKI 2001: 6f.):

(1) Vollgroßschreibung

Nicht selten werden einzelne Wörter oder sogar ganze Sätze nur in Großbuchstaben geschrieben, dies unterstreicht z. B. die Intensität der Aussage des Verfassers / der Verfasserin. Es soll damit z. B. ein (Aus-)Rufen/Schreien in schriftlicher Form simuliert werden. Die Vollgroßschreibung einzelner Wortformen dient meist nur der Fokussierung, ganze Äußerungen in Versalien deuten auf ein „schriftliches Rufen/Schreien“ hin (vgl. BARTZ / BEIßWENGER / STORRER 2013: 165). Beispiel: HALLO! ICH WOLLTE DIR SAGEN, DAS ICH DICH NICHT SO EINFACH GEHEN LASSE. DU BIST SO SÜß UND SO HÜBSCH. ICH MUSS IMMER AN DICH DENKEN, ICH TRÄUM SOGAR VON DIR!!! W.B. (SCHLOBINSKI 2001: 8).

(2) Konsequente Kleinschreibung

Das Gegenstück zur Vollgroßschreibung ist die konsequente Kleinschreibung. Hier werden Sätze und Texte ausschließlich in Kleinbuchstaben verfasst: *ja danke dir auch konnte gerade nicht antworten meine englisch lehrerin stand genau neben mir* (SCHLOBINSKI 2001: 8).

(3) Satzinitiale Großschreibung

Die satzinitiale Großschreibung stellt eine Mischform aus Vollgroßschreibung und konsequenter Kleinschreibung dar. Hier wird lediglich der Satzanfang großgeschrieben, der Rest durchwegs klein, bis zum nächsten Satzanfang: *Lieg auch bereits im bett. Alle zu hause. Umso früher kann man morgen mit dem lernen anfangen. Aber wenn das wetter so bleibt leg i mich sowieso i d park. Nacht* (SCHLOBINSKI 2001: 8).

(4) Partielle Großschreibung bzw. Hybridschreibung

Wie bei der satzinitialen Großschreibung hat man es hier mit einer Mischform zu tun. Nur einzelne Wörter oder Satzteile werden großgeschrieben.: *Hi R.!HEUTE KEIN ORFF!!!!Herr R. ist irgendwie nicht da!(Wir müssen mal gegeneinander Fita spielen.Ich zieh dich sooo ab!)* (SCHLOBINSKI 2001: 8).

Neben der Missachtung der Groß- und Kleinschreibung treten häufig sogenannte Iterationen von Graphemen auf. Eine Iteration, eine Wiederholung eines Graphems, dient der Symbolisierung der Dehnung (*das ist seeeehr schön*). Es handelt sich damit um eine Betonung. Vollgroßschreibung und Iteration von Graphemen treten im Sinne der Symbolisierung von Intensität oft gemeinsam in Erscheinung. Auch Interpunktione können in derselben Form wie Grapheme wiederholt bzw. verdoppelt werden. Eine Iteration dieser Art drückt eine Symbolisierung von Emphase und Emotion aus, aber auch Pausen: *Wir wollen die Welt verbessern...OHNE Drogen!!!!* (Vgl. BARTZ / BEIßWENGER / STORRER 2013: 165–169).

Ein weiteres Phänomen der Online-Kommunikation stellt die Leetspeak dar. Sie lässt sich als eine spezifische Art der Zeichensprache verstehen. Buchstaben werden hier (z. T. gänzlich) durch Zahlen und Sonderzeichen ersetzt. Aufgrund des teilweise schwer zu lesenden Wortguts wird die Leetspeak gerne als Geheimsprache bezeichnet. Beispiel: 1337 'Leet', in umgekehrter Reihenfolge und auf dem Kopf stehend (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 101).

4.2.1.2 Lexikalisierung

Eine der ersten Forschungsarbeiten, die sich unter anderem mit der Lexikalisierung der Internetsprache beschäftigte, war HAASE et al (1997). Im Verlauf der vorliegenden Arbeit wird sich zeigen, dass dieser Text trotz seines Alters noch immer große Aktualität aufweist.

Lexikalisierung ist im Zusammenhang mit der Internetsprache als Erweiterung des Lexikons zu verstehen. Es lassen sich verschiedene Formen unterscheiden, die sich allerdings nicht nur auf die digitale Kommunikation / den Computer beschränken. Auch eine Face-to-Face-Kommunikation zwischen Mitgliedern der „Hacker-Subkultur der Computerwelt“ zählt dazu. Besonders auffällig sind die häufigen Abkürzungen, Akronyme und Anglizismen; durch die Flexion der Abkürzungen wird eine erfolgte Lexikalisierung deutlich (vgl. HAASE et al 1997: 15).

Ein typisches Charakteristikum der Netzsprache ist laut CRYSTAL (2001: 84) das Verwenden von Kurzwörtern. „The various types of abbreviation found in Netspeak have been one of its most remarked features.“ Akronyme setzen sich aus den Anfangsbuchstaben eines Kompositums zusammen. Man spricht entweder die einzelnen Buchstaben für sich aus, wie z. B. *afk* ('away

from keyboard') oder, wenn sich die Buchstabenfolge als ein selbstständiges Wort aussprechen lässt, wird diese in Einem ausgesprochen, z. B. *LOL* ('Laughing Out Loud'). Akronyme sind flektierbar und werden häufig auch im mündlichen Sprachgebrauch verwendet (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 98).

Abkürzungen werden in der Regel um der Zeitersparnis willen gewählt. Es handelt sich dabei meist um Abkürzungen, die als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie z. B. *vllt* ('vielleicht') (vgl. BARTZ / BEIBWENGER / STORRER 2013: 173). Abgekürzt werden auch gerne Namen, Wochentage, Städte sowie Konjunktionen – wie *und* – ,Präpositionen – wie *bei* – ,Pronomen – wie *ich* – und Formen des bestimmten Artikels: *Kann i kurz b dir vorbeikommen? Bin jetzt am Aegi u steig hier i d nächste Bahn?* (vgl. SCHLOBINSKI 2009: 23). Von den genannten Abkürzungen lassen sich die sogenannten homophonen Abkürzungen abgrenzen; diese werden ausgesprochen, wie sie geschrieben werden. Beispiel: *cu* für 'see you' oder *4u* für 'for you' (vgl. SCHLOBINSKI 2009: 25).

Im Online-Sprachgebrauch zeigen sich häufig lexikalische Lücken, diese definieren MARX / WEIDACHER (2014: 97) folgendermaßen:

Eine lexikalische Lücke entsteht, wenn sich ein Konzept entwickelt hat, für das es noch kein Wort gibt. Konzepte sind Bausteine unserer Kognition, hier wird das Wissen über die Welt gespeichert. Es kann vorkommen, dass wir zwar ein Konzept von einem Sachverhalt haben, es aber nicht mit einem Lexem benennen können, z. B. die Bezeichnung für den Ex-Freund vor dem Ex-Freund oder der vergebliche Versucht, sich an einen Traum zu erinnern oder das Pendant für satt, wenn man nicht mehr durstig ist.

Zwei Strategien für entsprechende lexikalische Füllungen sollen an dieser Stelle näher ausgeführt werden: der Einsatz von Anglizismen und Wortbildungen. Ein Anglizismus stellt ein sprachliches Zeichen dar, dessen äußere Form aus englischen Morphemen bzw. einer Kombination englischer und deutscher Morpheme besteht und dessen Inhalt stets die Übernahme einer im englischen Sprachgebrauch üblichen Bedeutung voraussetzt (vgl. PFITZNER 1978: 13).

Bei den Anglizismen lassen sich demzufolge acht verschiedene Entlehnungsformen unterscheiden:

(1) Das Lehnwort ist ein aus einer fremden Sprache übernommenes Wort, das hinsichtlich Lautung, Schreibung und Abwandlung an die aufnehmende Sprache angepasst ist. In der englischen Terminologie wird es als „loanword“ bezeichnet. HAUGEN (1950) subsumiert

hier auch „hybrids“. „[...] in which only a part of the phonemic shape of the word has been imported, while a native portion has been substituted for the rest.“ (HAUGEN 1950: 214). Ein Beispiel wäre *Grapefrucht*.

- (2) Bei der Lehnbedeutung wird die Bedeutung eines fremden Wortes auf ein heimisches Wort übertragen. Ein Beispiel wäre *Flaschenhals* nach dem englischen Ausdruck „*bottle-neck*“.
- (3) Als dritte Entlehnungsform ist die Lehnübersetzung zu nennen. Sie ist die genaue Übertragung eines fremden Ausdrucks, eine genaue Glied-für-Glied-Übersetzung. In der englischen Terminologie wird sie nach HAUGEN (1950) „loan translation“ und nach URIEL WEINREICH (1977) „loan translation proper“ genannt. Überschneidungen mit der Lehnbedeutung treten häufig auf. *Flaschenhals* entspricht z. B. einer Lehnbedeutung und gleichzeitig einer Lehnübersetzung. Es kommt immer darauf an, ob man den sprachlichen Vorgang oder sein Ergebnis fokussiert.
- (4) Die Lehnübertragung ist eine Teilübersetzung, bei der ein Wortteil wörtlich und der andere frei übersetzt wird. Von WEINREICH (1977) wird sie „loan rendition“ genannt. Sie schließt sich eng an die Lehnübersetzung an, allerdings wird hier nur ein Glied wörtlich übersetzt, das andere frei. Der sprachliche Vorgang selbst ist also auch eine Lehnübersetzung.
- (5) Eine weitere Form von Anglizismen sind die Lehnschöpfungen, diese sind eine formal unabhängige Neubildung eines Wortes zur Übersetzung eines fremden. Im Englischen wird sie als „loan creation“ bezeichnet. Es wird hier eine komplett freie Wiedergabe des Wortes gefordert. Z. B. *Blue Jeans* im Deutschen *Nietenhose*.
- (6) Lehnwendung ist die Bezeichnung für eine Lehnübersetzung einer fremdsprachlichen idiomatischen Redewendung. Die englische Terminologie spricht daher auch hier von „loan translation proper“ (vgl. CARSTENSEN 1965: 214). Man findet beispielsweise häufig in deutschen Texten wie im Englischen *In 1996* anstatt *1996* (vgl. www12).

- (7) Unter einer Doppelentlehnung ist die zwei- oder mehrmalige Übernahme eines fremdsprachlichen Ausdrucks zu verstehen. Z. B. *Coach*. Im 19. Jahrhundert verwendete man dieses Lexem, wenn man eine vierrädrige Kutsche meinte, heute wird es oftmals mit „*Sportlehrer*“ übersetzt (vgl. BERND 1983: 73).
- (8) Die achte Kategorie stellt die Scheinentlehnung dar. Darunter sind Ausdrücke, die mit englischem Wortmaterial gebildet worden sind, die es im Englischen selbst aber nicht gibt, gemeint (vgl. CARSTENSEN 1965: 215). Z.B. *Handy* Dieses Lexem gibt es im Englischen nicht (vgl. www13).

WEINREICH (vgl. 1977: 47) nennt noch eine weitere Kategorie, nämlich „hybrid compound“. Hierbei handelt es sich um Komposita, die aus einem englischen und aus einem deutschen Bestandteil gebildet werden, wie z. B. *Haarspray*. HAUGEN (vgl. 1950: 215) bezeichnet diese Form der Komposita als „loan blends“. Überschneidungen der einzelnen Entlehnungskategorien sind keine Seltenheit.

Das Englische und damit auch die Anglizismen verbreiten sich nicht nur weltweit in „realen“ Sprachräumen, sondern haben auch große Bedeutung für die Kommunikation mit neuen Medien. Der Bereich „Computer“ und die elektronische Kommunikation sind SCHLOBINSKI (2000) zufolge am meisten betroffen (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 4). Oftmals wird versucht, Anglizismen aus dem Computerbereich einzudeutschen. 1969 schlug Weisgerber vor, das Wort *Verdater* anstelle von *Computer* einzuführen (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 6). Eine Eindeutschung ist nicht immer unproblematisch, da die eigentliche Bedeutung verloren gehen kann. Z. B. ist ein *plotter* nicht dasselbe wie ein *printer*. Das deutsche Wort *Drucker* ist eingeschränkter als die englischen Gegenstücke (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 6).

Der Einfluss des Englischen auf die Netzsprache wird häufig als äußerst negativ empfunden. CEBRIÁN (1999: 191) fasst zusammen:

Die Netzsprache ist längst zu einer dieser Varianten des Pidginenglish geworden. [...] nicht das Englisch eines Shakespeare oder Joyce, sondern Pidginenglish, improvisiert und regellos, dem Einfluß hunderttausender Jugendlicher ausgesetzt, die im Sprachunterricht schlechte Noten erhalten haben, überrannt von prosodischen, syntaktischen und grammatischen Horden.

SCHLOBINSKI (2000) führte eine Studie durch, die aufzeigen sollte, wie stark Anglizismen das Internet tatsächlich beherrschen. Er befasste sich mit deutschsprachigen Web-Sites, E-Mails

und Chats. Bei einer deskriptiven Analyse diverser deutschsprachiger Web-Sites konnte er feststellen, dass nur 4,6 % der Wortformen Anglizismen sind. Von diesem geringen Anteil an Anglizismen nehmen zwei Drittel die Domänen Werbung (37,3 %) und Computer / Internet (32,6 %) ein. Häufig finden sich Anglizismen wie *Goodies*, *Home* oder *Specials*. Auf Web-Sites von Schulen und Universitäten zeigten sich hauptsächlich fachsprachliche Anglizismen (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 11f.).

E-Mails bringen viele Vorteile mit sich, nicht zuletzt aufgrund der Zeitersparnis im Vergleich zu einem Brief per Post. Doch ist schon bei dem Wort *E-Mail* auffällig, dass weder in den Printmedien noch auf Web-Sites eine einheitliche Schreibweise vorzufinden ist. So sieht man u. a. folgende Versionen: *email*, *e-mail*, *E-Mail* oder *e-m@il*. Die korrekte Schreibweise laut Duden ist *E-Mail*, dennoch findet man in der Zeitschrift „Internet World“ durchwegs die Schreibung *eMail*. Im Sprachgebrauch hat sich die Kurzform *Mail* stark durchgesetzt. Eine stichprobenartige Analyse von 700 E-Mails ergab, dass sich diese sprachlich / graphematisch nicht stark vom Brief unterscheiden. Es sind kaum spezifische englische Abkürzungen oder spezifische Anglizismen zu finden. Gebräuchliche Anglizismen sind u. a. *cool* und *happy*, also unabhängig von der Computerkommunikation verwendete Formen (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 15f.).

Anders als E-Mails verlaufen Chat-Verläufe synchron. Die schriftsprachliche Kommunikation reicht dabei von konventioneller Schrift / Sprache bis zu Hybridisierungen schrift- und sprechsprachlicher Elemente. Genannte Hybridisierungen sind vermutlich dafür verantwortlich, dass von einer „Pidginisierung der Netzsprache“ die Rede ist (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 17). Eine Analyse SCHLOBINSKIS (2000) eines Chat-Korpus zeigte, dass Anglizismen „1. In der rituellen Kommunikation (Begrüßungs- und Verabschiedungssequenzen), 2. bei der Wahl von Akronymen für nicht-assertive Sprechakte sowie 3. der Wahl von Pseudonymen gebraucht werden.“ (SCHLOBINSKI 2000: 20). Da es in Chat-Räumen üblich ist, Pseudonyme zu verwenden, wurden auch diese untersucht. Dabei konnte festgestellt werden, dass von den 700 untersuchten Pseudonymen 18,8 % englisch sind (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 19f.). Besonders auffällig in Chat-Räumen ist der homophone Gebrauch von *4* für *fo(u)r* und *u* für *you*. Des Weiteren sticht heraus, dass mehr als die Hälfte der Begrüßungsworte mit Varianten von „hi“ begann. Als Antwortsequenz wurde in mehr als 50 % der Fälle „re“ oder „rehi“ (re und hi) für „reply“ gewählt.

Als Verabschiedungssequenz verwendet mehr als die Hälfte der Proband/innen „cu“ oder „bye“ (vgl. SCHLOBINSKI 2000: 21f.).

Es lässt sich somit festhalten, dass zum Zeitpunkt von SCHLOBINSKI (2000) nicht eigens für die schriftliche Chat-Kommunikation Anglizismen eingeführt und verwendet werden, sondern dass hauptsächlich Fachtermini aus dem Computer- und Internetbereich verwendet werden. Zudem sind die meisten der nicht-fachlichen Anglizismen aus dem alltäglichen Sprachgebrauch entnommen. Mit Anglizismen als „neuen Lexemen“ muss im mündlichen sowie schriftlichen Sprachgebrauch auch eine Grammatikalisierung erfolgt sein, aus diesem Grund zählen die Anglizismen genau genommen sowohl zur Kategorie Lexikalisierung als auch Grammatikalisierung. Da in dieser Diplomarbeit lexikalische Dimension dieses Phänomens fokussiert wird, werden sie unter Lexik angeführt. Außerdem ist festzuhalten, dass sich manche der nachfolgend behandelten Merkmale mit den Anglizismen überlappen, wie z. B. die Akronyme oder Abkürzungen. Neben der Verwendung von englischen Begriffen findet man auch viele Neologismen, die sich auf Wortbildungsprozesse stützen. Auffallend ist, dass auch dabei viele englische Wörter miteingebunden sind. Es gibt vier Formen der Wortneubildung: die Komposition, die Derivation, die Konversion und die Kontamination (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 98).

4.2.1.3 Kompensation non-verbaler-Kommunikation

Emoticons / Emojis / Smileys / Kaomojis dienen dazu, Emotionen, Mimik und Gestik bildlich ausdrücken zu können. An dieser Stelle sei auch angemerkt, dass die genannten Begriffe häufig synonym gebraucht werden, d. h. nicht so ausdifferenziert unterschieden werden wie in dieser Arbeit.

Das erste Smiley wurde 1982 in einer E-Mail von Scott E. Fahlman versendet bzw. verwendet: „I propose that the following character sequence for joke makers: :-) Read it sideways. Actually, it is probably more economical to mark things that are NOT jokes, given current trends. For this, use :-(" (SCHLOBINSKI 2009: 89).

Seitdem hat sich das Spektrum an verschiedenen Smileys enorm erweitert. Durch die Möglichkeit eines bildlichen Gefühlsausdrucks hat sich der Begriff „Emoticon“ etabliert. *Emoticon* stellt ein Kofferwort aus den Begriffen *emotion* und *icon* dar, aus denen sich der Grund der

Verwendung ableiten lässt. Es dient als Ausdruck von Emotionen, z. B. :) , aber auch als Zeichen von Ironie, z. B. : P. Ein Emoticon, wie in den Beispielen bereits dargestellt, wird in der Regel durch die Kombination von Interpunktions- und Sonderzeichen gebildet. In den verschiedenen Kulturkreisen haben sich eigene Stile entwickelt, die auch in der deutschsprachigen Online-Kommunikation Anklang gefunden haben. Einer davon ist der japanische Stil. Im Gegensatz zu den im Westen üblichen Emoticons, wie :) oder :(, sind die japanischen Smileys – die Kaomojis – nicht um 90 Grad zur Seite gedreht (vgl. SCHLOBINSKI 2009: 95). Die Interpunktions- und Sonderzeichen sind hier so gereiht, dass ein gerader Blick auf das Emoticon gegeben ist, z. B. (^_^). Aus Gründen der Zeitersparnis werden die Gesichtsumrandungen oft weggelassen, z. B. ^^ (vgl. BARTZ / BEIßWENGER / STORRER 2013: 175). Die Kaomojis wurden 1985 erfunden und erfreuen sich mittlerweile auch großer Beliebtheit im deutschsprachigen Raum. Die japanische Sprachwissenschaftlerin Hiromi Swirai führte für die japanischen Bildzeichen (Emojis) den Begriff „Kawaicon“ ein. Das Adjektiv *kawaii* kann mit ‘süß, niedlich’ oder ‘lieb’ übersetzt werden (vgl. SCHLOBINSKI 2009: 95).

Eine weitere Möglichkeit Nonverbales zu kompensieren ist die Verwendung von Inflektiven. Diese sind Adaptionen aus der Comicsprache und scheinen eine unbewusste Erfindung der Micky-Maus-Redakteurin Erika Furchs zu sein. Als sie in den 1950er Jahren vor dem Problem stand, die sogenannten „sound words“ ins Deutsche zu übersetzen, entstanden Inflektive wie *poch*, *schnapp* und *knarr* (vgl. SCHLOBINSKI 2009: 20). In der Regel werden sie in Verbindung mit Asterisken oder spitzen Klammern verwendet. Sie dienen zur Simulation von para- oder non-verbaler Handlungen. Aus Sicht der Grammatik hat man es bei Inflektiven mit Verbstämmen ohne Flexion zu tun. Sie können zu der Wortart Interjektion gezählt werden, z. B. **bestaun** (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 100).

4.2.1.4 Grammatikalisierung

HAASE et al (1997) sind der Ansicht, dass die Netzsprache in erster Linie von der Lexikalisierung geprägt ist, wobei sich auch in der Grammatik zwei Phänomene festmachen lassen. Die P-Convention und die Reduplikation, die an dieser Stelle kurz erläutert werden.

Bei der P-Convention oder P-Frage wird ein Wort durch das Suffix –P in eine Frage ‚konvertiert‘. Diese Grammatikalisierung ist der LISP-Konvention ähnlich bzw. trägt hier ihren Ursprung. Die Nutzer/innen der Programmiersprache LISP – List Processing – hängten an Prädikate bzw. Funktionen, die ein zweiwertiges Ergebnis aufweisen, ein P an. Häufig wurde dies bei Entscheidungsfragen (ja / nein) verwendet. Allerdings kann es bei dieser verkürzten Form der Kommunikation aufgrund von Doppeldeutigkeiten zu einer Unklarheit kommen, was nun gemeint ist, z. B. MensaP. MensaP könnte bedeuten „Gehst du in die Mensa?“, aber auch „Wollen wir in die Mensa gehen?“ oder „Gibt es eine Mensa?“. Bei der P-Convention handelt es sich somit um ein aus der LISP-Konvention entlehntes Kommando, das in der Netzsprache zu einem Fragepartikel grammatikalisiert wird.

Die Reduplikation ist die mehrfache Setzung von Silben oder Lauten. HAASE et al (1997) führen folgendes Beispiel an: In einer Newsgruppe wird über Zahnärzt/innen diskutiert und einer der User/innen führt an „sadistische.Zahnärzte.bohr.bohr.bohr“. Äußerungen dieser Art bzw. Reduplikationen zeigen eine Nähe von konzeptioneller Mündlichkeit auf (vgl. HAASE et al 1997: 18f.). Was genau unter konzeptioneller Mündlichkeit zu verstehen ist, wird im nachfolgenden Kapitel 5 auf der Grundlage von KOCH / OESTERREICHER (1985) erläutert.

4.2.2 Indikatoren für sprachliche Sensibilität und Reflexion

Wortspiele zeugen von sprachlicher Kreativität sowie Reflexion. Das bewusste Abweichen von der Norm ist eine sprachliche Originalität, die eine amüsante Atmosphäre schafft (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 103).

Beispiel:

A: gemütlich

B: Gute Nacht, Jenz.

C: Romantisch!

A: Rimantosch

B: 3 gehen noch.

Durch das Umstellen der Vokale im Wort „romantisch“ entsteht eine ironische Distanz. Sprachspiele werden allerdings auch auf grammatikalischer Ebene angewendet. Es lassen sich drei Sprachspiele abgrenzen:

(a) Sprachspiel mittels übertriebener Komposition

z. B. *Salonalphaelitejournalistentwitterer*

(b) Sprachspiel mit Konversion

z. B. *Ich hasse nicht. Ich egale.*

(c) Sprachspiel mittels Kontamination

z. B. *Guutten morgen Twittchiatrie* (Kofferwort aus Twitter und Psychiatrie)

Es existieren auch Sprachspiele, die auf einer lautlichen und semantischen Ähnlichkeit von zwei Lexemen beruhen.

Beispiel von Twitter: Anspielung auf die Bundestagswahl 2013 in Deutschland

„*Große Kopulation*“ (Koputation vs. Koalition) (vgl. MARX / WEIDACHER 2014: 104).

4.2.3 Indikatoren für Oraliteralität

Die Grenzen bzw. die Abgrenzung zwischen z. B. Schriftlichkeit und Mündlichkeit, synchron und asynchron sowie privat und öffentlich sind in der Online-Kommunikation oft nicht deutlich und überschneiden sich. MARX / WEIDACHER (2014: 107) sprechen von einer „[...] Hybridisierung in der Sprachverwendung, die zu Oraliteralität führt.“ Oraliteralität ist ein Kofferwort bestehend aus Oralität, der gesprochenen Sprache, und der Literalität, dem geschriebenen Text (vgl. BECK / SCHWEIGER 2010: 24). Als mögliche Erklärungsgrundlage für dieses Phänomen wird häufig das Modell von KOCH / OESTERREICHER (1985) herangezogen, das im nächsten Kapitel 5 näher behandelt wird.

5 Kommunikation zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit

Beschäftigt man sich mit digitaler Kommunikation, muss man sich selbstverständlich auch damit auseinandersetzen, ob es sich dabei um eine gesprochene oder geschriebene Sprache handelt. Basierend auf PETER KOCHS und WULF ÖSTERREICHERS Text „Sprache der Nähe - Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“ (1985) lassen sich folgende Unterschiede herausfiltern.

Eines der wichtigsten Merkmale der prototypisch gesprochenen Sprache ist vermutlich, dass es sich hierbei um eine Face-to-Face-Interaktion handelt, d. h. es liegt eine physische Nähe der Gesprächspartner/innen vor, zudem ist ein gemeinsames Handeln und Interagieren möglich. Die Kommunikationspartner/innen verfügen oft über viel gemeinsames Wissen, was eine Kommunikation erleichtern kann. Die Rollenverteilung der Kommunikationspartner/innen ist bei der gesprochenen Sprache meist (relativ) offen. Erfolgt während der Kommunikation ein Rollenwechsel, geschieht dieser ad hoc, es liegt demnach eine Dialogizität vor, in der der / die Produzent/in und der / die Rezipient/in verbunden sind und den Fortgang und Inhalt einer Kommunikation aushandeln können. Außerdem zeigt der / die Rezipient/in begleitende sprachliche und nichtsprachliche Reaktionen und kann daher jederzeit in das Gespräch eingreifen bzw. nachfragen. Die Unmittelbarkeit der gesprochenen Sprache ermöglicht beim / bei der Rezipient/in eine höhere Spontaneität, was auch weniger Aufwand bei der Planung seiner / ihrer Äußerungen bedeutet. Mit der Spontaneität geht meistens auch eine stärkere Expressivität und affektive Teilnahme des Gesprächsverlaufs einher.

Die prototypisch geschriebene Sprache hingegen unterliegt einer festen Rollenverteilung. Da keine Face-to-Face-Interaktion stattfindet, handelt es sich hier im Gegensatz zur gesprochenen Sprache um eine Monologizität, d. h. die Kommunikationspartner/innen sind voneinander abgekoppelt. Der / die Produzent/in hat die Aufgabe, sich um die Belange des / der Rezipienten/in von vornherein zu kümmern, da ein späteres Eingreifen nicht mehr möglich ist. Da im Gegensatz zur gesprochenen Sprache keine physische Nähe vorhanden ist, gilt der / die Rezi-

ipient/in als eine anonyme Instanz und die Kommunikation erhält dadurch einen „formell(er)en, öffentlichen“ Charakter. Bei der geschriebenen Sprache müssen die Elemente des situativen und soziokulturellen Kontextes versprachlicht werden. Der Planungsaufwand der Entgegnung ist deutlich aufwendiger, da hier keine Verzahnung der Gesprächspartner/innen vorliegt. Bei der geschriebenen Sprache entfällt zudem die Spontaneität, was bedeutet, dass weniger Expressivität und affektive Teilnahme im Gesprächsverlauf vorhanden ist (vgl. KOCH / OESTERREICHER 1985: 19ff.).

Bei der digitalen Kommunikation, um die es in vorliegender Arbeit schwerpunktmäßig geht, handelt es sich um eine schriftliche Sprache, die mündlicher Sprache (möglichst) nahekkommt. Um diese besondere Form der Sprache einordnen zu können, ist ein Blick auf das Modell von KOCH / OESTERREICHER (1985) sinnvoll. In diesem Modell wird nicht nur zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit unterschieden, sondern es wird das Konzept und das Medium miteinbezogen, dadurch lassen sich verschiedene Kommunikationsformen feiner voneinander abstufen. Das Medium bezieht sich dabei auf die konkrete Realisierungsform, d. h. es befasst sich damit, wie die Sprache „materialisiert“ ist: mündlich oder schriftlich. Die Realisierungsform des medialen Aspekts kann phonisch oder graphisch sein. Die Konzeption hingegen beschreibt den Duktus einer Äußerung, also ob die verwendete Ausdrucksweise eher zur schriftlichen oder zur mündlichen Verwendung konzipiert ist. Beim konzeptionellen Aspekt unterscheidet man zwischen gesprochen und geschrieben. Durch das Miteinschließen von Konzeption und Medium ergeben sich vier mögliche Formen, die nachfolgend graphisch dargestellt werden:

MEDIUM	KONZEPTION		
		gesprochen	geschrieben
	phonisch	vertrautes Face-to-Face-Gespräch	(zuvor ausformulierter) Vortrag
graphisch	abgedrucktes Interview	Verwaltungsvorschrift	

(vgl. KOCH / OESTERREICHER 1985: 17).

CHRISTA DÜRSCHIED (2004) erweitert die mediale Ebene um die synchrone, asynchrone und quasisynchrone Kommunikation:

MEDIUM		KONZEPTION	
		mündlich	schriftlich
mündlich	synchron	Telefongespräch	
	asynchron	Anrufbeantworter	
schriftlich	synchron	}	Online-Chat
	quasisynchron		
	asynchron	E-Mail	

(vgl. DÜRSCHIED 2004: 143).

In der Tabelle ist deutlich erkennbar, dass auch für DÜRSCHIED (2004) die konzeptionelle Ebene fließend ist, sie differenziert jedoch anders als KOCH und ÖSTERREICHER (1985). Weiters unterscheidet sie auf medialer Ebene zwischen synchroner, asynchroner und quasisynchroner Kommunikation. Dadurch lassen sich ihrer Ansicht nach Diskurs- und Textarten einordnen. Ist eine wechselseitige Kommunikation möglich, handelt es sich um einen Diskurs, andernfalls um einen Text. Hier spielt es DÜRSCHIED (2004) zufolge keine Rolle, ob es sich um eine gesprochene oder geschriebene Sprache bzw. Kommunikation handelt (vgl. DÜRSCHIED 2004: 149). So entsprechen medial schriftlich und asynchron sowie medial schriftlich und synchron bzw. quasisynchron einer Diskursart und medial mündlich und asynchron und medial schriftlich und asynchron einer Textart. Es steht in diesem Modell nicht mehr die Konzeption und das Medium im Vordergrund, denn der Fokus liegt darauf, ob die Kommunikation synchron oder asynchron verläuft (vgl. DÜRSCHIED 2004: 143). Diese Abgrenzung erscheint DÜRSCHIED (2004: 143) wichtig, da die

[...] (A-)Synchronie der Kommunikation Einfluss darauf [hat], welche Ausdrucksmittel verwendet werden, und davon wiederum hängt es ab, an welcher Stelle im Kontinuum von konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit eine Diskurs- bzw. Textart eingeordnet werden kann. Mit anderen Worten: Je ‚synchroner‘ die Kommunikation, desto eher weist die Äußerung Merkmale auf, die KOCH / OESTERREICHER (1994) der konzeptionellen Mündlichkeit zuschreiben [...].

Schon RUNKEHL et al (1998) hielten fest: „Je stärker die Kommunikation dialogischer und synchroner erfolgt, desto häufiger lassen sich mündliche Aspekte des Sprachgebrauchs in der Internet-Kommunikation feststellen.“ (RUNKEHL et al 1998: 116).

6 Sprachwandel oder Sprachverfall?

In diesem Kapitel soll näher auf die Begriffe „Sprachwandel“, „Sprachverfall“ sowie „Sprachdynamik“⁷ eingegangen werden.

Spricht man von einem Sprachverfall, ist dies eine negative Bewertung eines Sprachwandels. Im Zuge der Netzsprache wird oft von einem Sprachverfall gesprochen, doch Sprache hat sich nicht nur durch das Internet und speziell diverse Chatformen verändert, Sprache unterliegt einem ständigen Wandel, laufenden Entwicklungen, ausgelöst durch historische Ereignisse. Das lebenslang fortlaufende Optimieren von Sprache und Kommunikation wird unter dem Begriff Sprachdynamik aufgezeigt bzw. analysiert. Sie richtet ihren Fokus auf die Zeitlichkeit der Sprache aus und führt den genannten Sprachwandel auf zwei Größen zurück. Zum einen die Kompetenzdifferenzierung zwischen den Sprecher/innen und Sprecher/innengruppen und zum anderen die interaktive Vermittlung genannter Kompetenzdifferenzen. Die Typen von Synchronisierungsakten sind die Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierungen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 12f.).

Unausweichliche theoretische Konsequenz ist der Verzicht auf die – seit jeher umstrittene – Trennung von Synchronie und Diachronie als kategorial differente Dimensionen der Sprachwissenschaft und der Sprache. Die achrone Abstraktion „Synchronie“ wird durch das interaktiv-kognitive Konzept der Synchronisierung ersetzt. (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 13f.).

Es lassen sich bei der Analyse von sprachdynamischen Prozessen früherer Zeiten drei grundlegende Unterschiede der Synchronisierung festhalten: Der Schriftfilter entfällt (1). Der Ausgangspunkt der Analyse ist ausreichend dokumentiert, sodass keine Hypothesen angestellt werden müssen (2). Es besteht die Möglichkeit, die Faktoren empirisch zu überprüfen (3) (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 14).

Die deutsche Sprache lässt sich grob in vier große Perioden teilen: das Althochdeutsche von ca. 750–1050, das Mittelhochdeutsche von ca. 1050–1350, das Frühneuhochdeutsche von ca. 1350–1650 und seit ca. 1650 das Neuhochdeutsche. Sprachwandel fand von jeher statt, erst durch das Bewusstsein, dass sich etwas verändert hat, wurde vom Sprachverfall gesprochen

⁷ Die Begriffe „Sprachwandel“, „Sprachverfall“ und „Sprachdynamik“ werden fortlaufend nicht mehr unter Anführungszeichen gesetzt.

und man sehnte sich nach der alten Form (vgl. BÄR 2000: 29). Bezeichnungen wie *Gegenwertsprache* bzw. *Gegenwartsdeutsch* oder *Postneuhochdeutsch* werden sich BÄR (2000) zufolge schnell als unpassend herausstellen. Es ginge darum, einen Begriff zu finden, der eine weite sprachhistorische Perspektive zulässt. Er schlägt den Terminus „E-Hochdeutsch“ (Ehd) vor und nennt vier Gründe dafür. Die Variable „E“ lässt einen gewissen Interpretationsspielraum für die noch vage gegenwärtige Periode offen (1). Zudem gleicht sich „E-Hochdeutsch“ gut an die bereits existierenden Periodisierungstermini wie Althochdeutsch oder Mittelhochdeutsch an (2). Außerdem sind die Möglichkeiten „E“ zu interpretieren meistens inhaltlich zurückzuführen. „E-Hochdeutsch“ könnte auf Merkmale, die tatsächlich kennzeichnend für die sprachhistorische Epoche nach dem Neuhochdeutschen sind, hinweisen. Das „E“ könnte demnach auf eine „egalitäre“, „engagierte“ und „emanzipierte“ Gesellschaft hindeuten. Es käme außerdem das Deutsch im Zeitalter der Elektronik und der damit verbundenen elektronischen Kommunikation infrage. Eine dritte Möglichkeit wäre, das „E“ auf das Englisch, das immer bedeutender wird und immer mehr Einfluss auf das Deutsche nimmt, zurückzuführen. Die letzte Alternative, die BÄR (2000) vorschlägt, ist der Kontext der europäischen Einigung bzw. des vereinten Europas (3). Der letzte Grund, der BÄR (2000) zufolge für den Begriff „E-Hochdeutsch“ spricht, wäre das „E“ auf „Ebendeutsch“ zurückzuführen. Damit würde man sich allerdings allein auf das Gegenwärtige beschränken und es stünde synonym zu dem gebräuchlichen „Gegenwartsdeutsch“ (4) (vgl. BÄR 2000: 30ff.). Am deutlichsten wird der Wandel der Sprache vermutlich in der Literatur. Für mittelalterliche Werke werden Übersetzungen angefertigt. Das Deutsch des Mittelalters wird somit in gewisser Weise als eigene Sprache dargestellt, obwohl es sich ebenso um die deutsche Sprache handelt. Selbst bei einem bedeutenden Schriftsteller wie Goethe, von dem uns rund 200 Jahre trennen, kommt es oft zu Verständnisschwierigkeiten. Aber auch typische Wendungen und Lexeme rund um den Zweiten Weltkrieg würden sich heute merkwürdig anhören bzw. zu Unverständnis führen. Doch hat sich neues Vokabular erst einmal durchgesetzt und ist im Sprachgebrauch fest verankert, erscheint die vorherige Version eigenwillig. Man wird auf der Welt keinen Ort finden, an dem kein Sprachwandel stattgefunden hat. Natürlich hätte es durchaus Vorteile, würde Sprache überdauern:

Die Verständigung wäre über Generationen hinweg frei von „unnötigen“ Erschwernissen, die Weitergabe von Traditionen wäre einfacher, Probleme mit den Jugendlichen könnten von den Alten nicht auf die Sprache geschoben werden, und die Theoretiker des Sprachverfalls wie die Sprachpuristen hätten Zeit für nützliche Dinge. (KELLER 1994: 19).

Es sprechen viele Argumente gegen einen Sprachwandel, doch wird FLEISCHER (1971: 9) zufolge hierbei die gesellschaftliche Entwicklung vollkommen übergangen. „Die sprachliche Bewältigung, der sich ständig verändernden Umwelt des Menschen, fördert einen ununterbrochenen Ausbau des Wortschatzes.“ KELLER (1994) ist der Auffassung, dass ein Sprachwandel nicht notwendig ist, nur weil sich die Welt verändert. Seiner Ansicht nach hat sich Sprache gewissermaßen zum Ziel gesetzt, die Welt zu beschreiben. Erst diese Aufgabe bewirkt den Sprachwandel (vgl. KELLER 1994: 20). In Bezug auf den Sprachwandel kann man nach KELLER (1994) zwischen zwei Fragen wählen: der organistischen Frage – „Warum ändert sich die Sprache?“ – und der mechanistischen Frage – „Warum ändern die Sprecher die Sprache?“. Fakt ist, dass beide Versionen irreführend sind. Bei der organistischen findet eine Form der Verdinglichung der Sprache statt, die mechanistische hingegen erweckt den Eindruck, dass es ein Plan der Menschen sei, die Sprache zu verändern. Es lassen sich drei Gründe ableiten, warum beide Fragen ungeeignet für den Sprachwandel sind. Erstens ist eine Ontogenese immer zielgerichtet im Gegensatz zur Entwicklung der Sprache. Zweitens ist die Ontogenese nicht unendlich wie die Sprache und drittens ist Ontogenese ein individueller Prozess, der meist mit Planung einhergeht (vgl. KELLER 1994: 25). Erweitert man nun die mechanistische Version mit dem Begriff „unbewusst“ und formuliert folgende Aussage „Die Sprecher verändern ihre Sprache; aber sie tun es nicht intentional und nicht planvoll, sondern unbewußt.“ (KELLER 1994: 26), wird man dennoch auf Probleme folgender Art stoßen: von einem unbewussten Sprachwandel zu sprechen, an dem Millionen von Menschen teilnehmen, entzieht sich jeglicher Möglichkeit bzw. Logik. Ein zweites Problem eröffnet sich KELLER (1994) zufolge beim Zusammentragen der Begriffe intentional, geplant und unbewusst. Jede Handlung hat eine Intention, jene Absicht verlangt nach einer Zweckerfüllung. Mit der Verwendung des Wortes „Absicht“ ergibt sich ein weiteres Problem, das der Zweideutigkeit (vgl. KELLER 1994: 26f.). „[...] die Absicht, in der etwas getan wird, ist nicht zu verwechseln mit der Absicht, etwas zu tun. [...] Eine Absicht, etwas zu tun, ist ein Vorsatz, ein Plan, eventuell eine Selbstverpflichtung“ (KELLER 1994: 27). Intention ist somit nicht gleichbedeutend mit Planung. Ein Sprachwandel könnte intentional ungeplant sein, genauso geplant und intentional. Einen Vorsatz zu haben bedeutet, sich bewusst etwas vorzunehmen, allerdings ist jemandem nicht alles bewusst, was er mit Absicht tut. Es gibt somit unbewusste intentionale Handlungen, aber auch Verhaltensweisen, Angewohnheiten, die nicht intentional sind, hingegen bewusst. Wichtig ist, festzuhalten, dass intentional und plan-

voll keine Synonyme sind und intentional und unbewusst nicht homogen. Für die oben genannte Aussage ergibt sich damit folgendes: Ein Sprecher verändert seine Sprache weder intentional noch planvoll und ebenso wenig bewusst (vgl. KELLER 1994: 29).

Der Begriff Sprachverfall ist in der Regel negativ konnotiert. KLEIN (1986) ist der Auffassung, dass Sprachwandel als Geschmackssache zu betrachten ist. Die Entwicklungen können nicht immer als positiv angesehen werden, aber deswegen mit einem harten Wort wie „Verfall“ zu argumentieren sei übertrieben und entspreche demnach einem Mythos. Sprache sei ein Kommunikationsmittel, das sich im Verlauf der Zeit verändert bzw. entwickelt, ob diese zweckmäßig sei, ist nicht erwähnenswert, denn Sprache lässt sich nicht bewerten. KLEIN (1986) geht soweit, dass er sagt, es sei ein Wahn zu behaupten, dass Sprache verfallende, nur weil sie nicht mehr den früheren Gepflogenheiten entspricht (vgl. KLEIN 1986: 13). Samuel Johnson bringt es bereits im Jahr 1775 in „A dictionary of the English Language“ auf den Punkt: „Languages, like governments, have a natural tendency to degeneration.“ (Johnson, zit. nach: KLEIN 1986: 13). Setzt man sich dennoch mit einer Bewertung auseinander, muss man sich KLEINS (1986) Auffassung nach zwei Fragen stellen: Was soll beurteilt werden und welche Maßstäbe sollen dazu dienen? Spricht man von einer Sprachbewertung, so hat das dreierlei zu bedeuten. Erstens das Sprachvermögen – Der Mensch als das einzige Lebewesen, das die Fähigkeit des Sprechens beherrscht – zweitens die Einzelsprache wie Deutsch und drittens der Sprachgebrauch. Bei den Bewertungsmaßstäben müssen KLEIN (1986) zufolge mindestens vier herangezogen werden. Es liege zum einen eine Verantwortung der Sache selbst vor, was ausgedrückt werden soll, muss in dieser Form auch ausgedrückt werden können. Zudem muss es für den /die Hörer/in bzw. den / die Leser/in verständlich formuliert sein. Außerdem habe man eine Verantwortung gegenüber den Museen. Es soll nicht nur die Sache selbst auf eine verständliche Weise ausgedrückt werden, sondern auf eine angemessene Weise. Sprachlich soll es z. B. lustig und elegant sein. Das vierte Kriterium ist die Einfachheit. Es muss somit möglich sein, eine Sache in der Form ausdrücken zu können, dass es den Hörer/innen und Leser/innen gut / einfach verständlich ist (vgl. KLEIN 1986: 15f.). KLEIN (1986) nennt drei weitere Maßstäbe, die jedoch eine untergeordnete Rolle spielen: Beharrung, Ansehen der Sprecher/innen und Gesinnung. Ersteres definiert den bereits erwähnten Wunsch, dass sprachlich alles so beibehalten werden soll, wie es bisher war. Zweiteres entspricht einer gewissen Ausdrucksweise bzw. sprachlichen Mitteln, die als gut oder schlecht aufgefasst werden. Ob gut oder schlecht, wird oft aufgrund

der Rhetorik des Sprechers / der Sprecherin entschieden. Vielfach werden sprachliche Mittel als negative Gesinnung aufgefasst. Mit der Vorstellung, dass man durch das Verändern der Sprache auch die Gesinnung ändern kann, wird gleichzeitig ein Mythos aufgedeckt (vgl. KLEIN 1986: 17f.). KLEIN (1986) betont, dass die Redeweise „Die Sprache ändert sich“ schlecht gewählt ist, da sich Sprache nicht ändern kann, sie kann nur verändert werden. Zudem lässt sie sich in zwei Richtungen deuten. Zum einen lässt sich eine Gebrauchsänderung deuten, das heißt, dass die Sprache von ihren Sprecher/innen anders verwendet wird. Zum anderen kann man von einer Sprachänderung sprechen, hier wird die Sprache an sich anders. Diese beiden Formen können, müssen aber nicht miteinander einhergehen. Geht der Sprachänderung eine Gebrauchsänderung voraus, spricht man in der Regel von einem Sprachverfall. Nimmt man allerdings eine Sprachänderung vor, in der Hoffnung, dass sie sich im Sprachgebrauch durchsetzt, spricht man von einer Sprachplanung bzw. einer Normierung. Diese Reihung wird als Fortschritt angesehen, da die Änderungen vermeintlich die Klarheit, Einheitlichkeit und Reinheit der Sprache fördern. Bestes Beispiel für solch einen „Fortschritt“ ist die einheitliche Rechtschreibung. Die Einführung einer einheitlichen Rechtschreibung war nach KLEIN (1986) eine wünschenswerte Sache, allerdings nicht zwingend nötig, zumindest nicht in der Strenge. Er meint, solange man nicht auf Unverständnis mit seiner Schreibung stößt, seien Freiheiten wie „schraiben“ statt „schreiben“ durchaus vertretbar. „Schreiben“ mit „ei“ sei keine logischere Schreibung, sondern schlichtweg eine Regel der deutschen Rechtschreibung, die es einzuhalten gilt (vgl. KLEIN 1986: 23f.). Liegt der Fall vor, dass die Veränderung vom Gebrauch zur Sprache führt, wird dies als Verfall wahrgenommen. Eine sprachliche Eigenschaft wird in ihrem Gebrauch verändert z. B. „wegen dem“ statt „wegen des“. Trotz Kritik und Sanktion – beispielsweise Korrektur in Schulaufsätzen – bleiben viele Menschen bei der Version „wegen dem“ bis plötzlich die Frage im Raum steht „Darf ich das so sagen?“. Man kann nun sagen, dass man es nicht wisse oder man ernennt eine Person, die als Richter/in fungiert und Entscheidungen dieser Art trifft. Die dritte Möglichkeit besteht darin, dass sich an die bereits dargelegten Kriterien „Angemessenheit“, „Einfachheit“, „Verständlichkeit“ und „Wohlgefallen“ gehalten wird. Oder man argumentiert, dass es so bleiben soll, wie es früher war. Diese vierte Einstellung führt letztlich dazu, jede Veränderung als Verfall zu betrachten (vgl. KLEIN 1986: 25f.).

Es lässt sich somit festhalten, dass die Begriffe Sprachwandel, Sprachvariation und Sprachverfall in der Sprachgeschichte fließend sind. So wird ein Wandel oder eine Variation häufig als

Verfall tituliert, doch eigentlich ist es eine Anpassung, eine Angleichung an soziale und kulturelle Bedürfnisse. Sprachwandel ist wichtig und nicht aufzuhalten, da sich die Gegebenheiten stets ändern und die Sprache daran angeglichen werden muss.

7 Spracheinstellungen

Bei dieser Diplomarbeit handelt es sich um eine soziolinguistische Spracheinstellungsstudie, daher wird für das weitere Verständnis dieses Forschungsgebiet näher erläutert. Relevant erscheint an dieser Stelle zusätzlich eine Darstellung der Entwicklung der soziolinguistischen Spracheinstellungsforschung. Zudem weisen Studien dieser Art einige Problematiken auf, die ebenfalls dargelegt werden sollen.

7.1 Einstellungsforschung

Der empirische Teil dieser Arbeit befasst sich mit den Attitüden der Silver Surfer zur Netzsprache, daher ist eine nähere Auseinandersetzung mit der Einstellungsforschung essentiell.

In diesem Kapitel sollen zunächst die wichtigsten Definitionen von Einstellung allgemein bzw. Einstellung in den Nachbardisziplinen Soziologie und Sozialpsychologie aufgezeigt werden. Im Anschluss daran wird dargelegt, in welcher Verbindung Einstellungen mit der Linguistik stehen und inwieweit sich die soziolinguistischen Spracheinstellungen von den Einstellungsforschungen in den Bereichen der Soziologie und Sozialpsychologie unterscheiden bzw. welche Gemeinsamkeiten sie aufweisen.

7.2 Attitüden / Einstellungen allgemein

Unter Einstellung (engl. attitude) versteht man die Abgabe einer (Be-) Wertung über ein Einstellungsobjekt durch eine Person. Einstellungsobjekte können Individuen, eine soziale Gruppe, ein Objekt, eine Situation oder eine Vorstellung sein. Grundlage dieser Wertung ist die Erfahrung der Person. Da Einstellungen nicht direkt beobachtbar sind, werden sie aus dem Verhalten (physiologischen Reaktionen), verbalen Äußerungen, Verhaltensabsichten oder aus beobachtbarem Verhalten erschlossen (vgl. HARTUNG 2006: 61). Der Begriff der Einstellung ist in erster Linie aus dem alltäglichen Sprachgebrauch bekannt; sagt jemand „Du hast eine eigenartige Einstellung.“, weiß sein Gegenüber intuitiv, was er mit Einstellung meint. Allein die

Intuition liefert allerdings keine Definition, die Diskussion um eine einheitliche Begriffsbestimmung ist jedoch problematisch.

Einstellung stellt unter anderem in der Sozialpsychologie ein zentrales Konzept dar. Die Soziolinguistik und die Psycholinguistik griff sie auf, mit der Intention, sprachliche Sachverhalte sowie sprachliches und sprachbezogenes Verhalten besser erklären zu können (vgl. HOFER 2004: 223). Das Werk „The Polish Peasant“ (1918) von Florian Znaniecki und William I. Thomas wird als Beginn der Einstellungsforschung betrachtet, obwohl es schon davor Schriften, die seinen ähneln, gab. Durch die beiden konnte sich allerdings der Begriff „Attitüde“ in der Sozialpsychologie durchsetzen (vgl. CASPER 2002: 15). Es lässt sich sowohl in der Sozialpsychologie als auch in der Linguistik kein einheitliches Verständnis von Einstellungen festmachen. Außerdem liegen keine gesicherten Ergebnisse und Erkenntnisse vor. Als richtungsweisend wird daher der Aufsatz des Psychologen GORDON W. ALLPORT (1935) angesehen, der ebenso in der Spracheinstellungsforschung als Grundlage der Bestimmung des Einstellungsbegriffs herangezogen wird. „An attitude is a mental and neural state of readiness, organized through experience, exerting a directive or dynamic influence upon the individual's response to all objects and situations with which it is related.“ (ALLPORT 1935: 811). FRITZ HERMANN (2002) definiert auf der Grundlage ALLPORTS (1935) „Einstellung“ folgendermaßen: „Eine Einstellung ist ein Zustand der Bereitschaft, der geprägt ist durch Erfahrung und der einen Einfluss hat auf die Reaktionen eines Menschen auf sämtliche Gegenstände und Situationen, auf die er sich bezieht.“ (HERMANN 2002: 69). HERMANN'S Kollege LORENZ HOFER (2004: 223) kürzt seine Definition ab: „Eine Einstellung ist eine gelernte Bereitschaft zu einer bestimmten Reaktion auf etwas.“

7.3 Probleme bei der Einstellungsmessung

Bei der Messung von Einstellungen treten einige Problematiken auf, so sind Einstellungen nicht direkt beobachtbar, sondern lassen sich nur z. B. in Form sprachlicher Äußerungen interpretieren. Es sind daher lediglich sekundäre / äußere (An-) Zeichen und Reaktionen zu interpretieren. Als Messung hat sich in den vergangenen Jahren vor allem die Evaluation durchgesetzt. Durch diese lässt sich eine psychologische Tendenz feststellen, die wieder als Einstellung aufgefasst wird. Dabei wird jedoch der Aspekt der (individuellen) biografischen Prägung sowie die Vorstellung, dass Einstellungen durch z. B. andere Einstellungen situativ und kontextuell

überformt werden können, außer Acht gelassen. Man misst daher reaktive Evaluationen von standardisierten Entitäten mit standardisierten Skalen in Fragebögen, Interviews oder semantischen Differentialen (vgl. HOFER 2004: 224f.). Neben der Evaluation wurden auch ethnographische Methoden eingesetzt, um aus mündlichen Erzählungen, Gesprächen, aber auch Textpassagen interpretieren zu können, in denen Spracheinstellungen ihren Ausdruck finden. Das entscheidende Problem hierbei ist, dass die Unsicherheit bzw. Unklarheit besteht, ob die getätigten Aussagen den tatsächlichen Einstellungen des / der Probanden / Probandin entsprechen (vgl. CASPER 2002: 150).

Ein weiteres Problem der Einstellungsforschung stellen die sogenannten „Uneinstellungen“ dar. Sie bezeichnen das Fehlen einer Einstellung von Seiten des / der Probanden / Probandin zum Einstellungsobjekt. Dies kann sich aufgrund einer latenten Einstellung ergeben bzw. waren noch keine Umstände gegeben, die Überlegungen zum gefragten Einstellungsobjekt benötigt hätten. Es besteht daher die Möglichkeit, dass die Einstellung erst während des Versuchs entstanden ist (vgl. CASPER 2002: 90).

Einstellungen sind von Komplexität geprägt, denn zu der zentralen Variable, der Einstellung an sich, kommen weitere unterschiedliche Variablen hinzu. Dabei ist nicht immer ersichtlich, welche dieser Variablen zu der zentralen Einstellung gehören und welche kausalen Zusammenhänge gegeben sind. Um die Gültigkeit einer Messung gewährleisten zu können, müssen von Beginn an Vorschriften beachtet werden: Objektivität, Reliabilität, Validität und Repräsentativität (vgl. CASPER 2002: 150f.). Die klassische Messtheorie geht „[...] von einer direkten Zuordnung von Zahlen zu Objekten aus.“ (GNIECH-GRABITZ 1980: 86). In den Sozialwissenschaften hingegen gibt es nur Maßzahlen „[...] mit Hilfe von mathematischen Funktionen oder empirisch-statistischen Zusammenhängen.“ (GNIECH-GRABITZ 1980: 86). Das Grundproblem liegt somit in der Bildung von Skalen, denn „[...] unterschiedliche Aspekte von der Realität müssen vergleichbar gemacht werden [müssen].“ (GNIECH-GRABITZ 1980: 87). In die Messung fließt bisher nur die Einstellung als latente Disposition ein, dabei wird die Art der verbalen Einstellungsäußerung außer Acht gelassen. Es konnte festgestellt werden, dass, je nach Kommunikationspartner, Einstellungen anders ausgedrückt werden (vgl. CASPER 2002: 151).

Ein weiteres Problem liegt darin, dass aufgedeckt werden konnte, dass Objekte von den Menschen nicht immer gleich wahrgenommen werden. Sie ordnen in unterschiedlichen Situationen den Objekten andere Eigenschaften zu.

Zwar ist es natürlich, dass in einer empirischen Untersuchung Fehler unterlaufen, doch „Systematische Fehler“ („Bias“), die im Zusammenhang mit dem / der Probanden / Probandin, dem / der Versuchsleiter/in sowie der experimentellen Situation stehen, können die Ergebnisse maßgeblich verändern. Bei der Spracheinstellungsmessung greift man hauptsächlich auf Fragebögen als Untersuchungsmethode zurück (vgl. CASPER 2002: 153). Die Problematik, die hierbei entsteht, ist, dass für die Proband/innen „[...] Anerkennungsmotive, Anpassungsverhalten oder Opposition zu der von dem Informanten vermuteten Meinung oder den Erwartungen des Versuchsleiters, sowie die Motivation des Informanten zur Teilnahme an der Befragung von Bedeutung zu sein.“ (CASPER 2002: 153) scheinen. Vor allem jüngere Proband/innen sollen nach der mutmaßlichen Erwünschtheit des Versuchsleiters / der Versuchsleiterin antworten (vgl. CASPER 2002: 153).

Ein weiteres Problem findet sich in der Datenerhebung und infolge dieser auch in der Auswertung. In der Regel werden die Erhebungsmethoden in quantitative bzw. direkte und qualitative bzw. indirekte Methoden unterteilt. Bei der direkten / quantitativen Methode wird unmittelbar nach ihrer Einstellung, ihrer Meinung oder ihren Verhaltensabsichten gefragt. Jene verbalen Äußerungen werden zu den Indikatoren der direkten Methode gezählt. Bei dieser Art der Messung sind die Selbsteinschätzung sowie die Untersuchungssituation entscheidend. Unter die direkte / quantitative Methode fallen u. a die Thurstone-, die Likert- und die Guttman-Skala, das Commitment Measure, einige Formen der schriftlichen Befragung und Einschätzlisten sowie das Interview (vgl. CASPER 2002: 153). Konzeptanalysen, Karikaturentests, Gruppendiskussionen sowie Sprachbiografien zählen nach KOLDE (1981) ebenfalls zu der direkten / quantitativen Methode (vgl. KOLDE 1981: 350).

Bei der indirekten / qualitativen Methode wird versucht, die Einstellung so zu erfassen, dass es die Proband/innen nicht merken. Dies stellt eine sozialpsychologische Auffassung dar. Die Soziolinguistik zählt auch zu der indirekten / qualitativen Methode, wenn der / die Proband/in bezüglich des Untersuchungsobjekts, also ihrer Einstellungen, im Unklaren gelassen werden.

Zu dieser Methode zählen unter anderem das Semantische Differential, die Matched-Guise-Technik, die Inhaltsanalyse oder Dokumentenanalyse, Verhaltensbeobachtung und physiologische Verfahren (vgl. CASPER 2002: 153f.).

7.4 Linguistische Spracheinstellungskonzeption

Die Spracheinstellung wurde im Kontext der Soziolinguistik und Psycholinguistik aufgegriffen. Man erhoffte sich unter anderem, dass sich sprachliche Sachverhalte sowie sprachliches und sprachbezogenes Verhalten so erklären lässt bzw. besser erklären lässt (vgl. HOFER 2004: 223).

Die linguistische Spracheinstellung ist geprägt von der Vorstellung kausaler Wirkungen. Diese erfolgen entweder von sprachlichen Sachverhalten auf die Spracheinstellung bzw. umgekehrt oder von beiden Komponenten. Fragen bezüglich der Einstellung bestimmter sozialer Gruppen, Regionen, Religionen oder politischer Ideologien gegenüber, werden „beantwortet“. Ganz zentral ist die Beantwortung, wie sich Einstellungen und das Wissen über Sprache entwickelt haben könnten oder welche Erfahrungen hinter ihnen stecken (vgl. HOFER 2004: 225).

Sprache und Spracheinstellung werden erst seit ca. 30 Jahren in Verbindung mit der Sozialpsychologie aufgegriffen (vgl. CASPER 2002: 17). SEMIN / FIEDLER (1992: 1) sind der Auffassung, dass Sprache die Vermittlerin von sozialem Wissen ist: „Language provides the medium in which social knowledge in general and knowledge about interpersonal relations in particular are mapped.“ Spracheinstellungen erfüllen somit soziale Funktionen, da soziale, objektive und subjektive Charakteristika der Sprechergruppe auf ihre Sprache / Sprachvarietät als Merkmal übertragen werden. Es konnte festgestellt werden, dass die Bewertung der Sprachvarietät in erster Linie auf den sozialen Konventionen der Sprachgemeinschaften über Status und Prestige der Sprecher/innen der unterschiedlichen Varietäten beruht (vgl. CASPER 2002: 19).

Spracheinstellungsforschung ist sowohl auf der Makro-Ebene, z. B. Sprachkontakt oder Sprachwandel, als auch auf der Mikro-Ebene, wie z. B. der Sprachkompetenz oder des Spracherwerbs, relevant. Am unentbehrlichsten ist die Spracheinstellungsforschung aber im Zusammenhang mit der Variations- und Sprachwandelforschung geworden. DITTMAR (1996: 18) gibt folgende Definition an:

Spracheinstellungen erklären häufig den Wandel und die Dynamik von Veränderungen in einer Sprachgemeinschaft. Daher gilt für viele Soziolinguisten der Grundsatz: Variation kann nicht ohne Einstellungen und Einstellungen können nicht ohne Bezug auf Variation beschrieben werden.

7.5 Komponenten der Einstellung

ROSENBERG / HOVLAND (1960) sind der Auffassung, dass sich jede Einstellung aus drei Komponenten zusammensetzt: kognitive, affektive und konative Komponente. Daraus ergibt sich das sogenannte „Dreikomponenten-Modell“. Dieses geht davon aus, dass es sich bei einer Einstellung um eine bestimmte Reaktion auf eine bestimmte Art von Reiz handelt. Jede der drei Komponenten lässt sich GÜTTLER (2003) zufolge nach einer sozialen Einstellung aufgliedern: (vgl. GÜTTLER 2003: 103)

a) kognitive Komponente: Wahrnehmungsreaktionen; verbale Überzeugungen, Meinungen, „beliefs“, Wissen, Glauben, Vorstellungen, Urteile; das subjektive Wissen über ein Einstellungsobjekt; b) affektive Komponente: verbale Äußerungen über Gefühle (Mögen, Nichtmögen); Bewertung, Evaluation; Reaktionen des autonomen Nervensystems; sich wohl bzw. unwohl fühlen bei Urteilen über soziale Kategorien oder Einstellungsobjekte; c) konative (verhaltensorientierte, auch behaviorale oder aktionale) Komponente: Verhaltenstendenz, -absicht, Bereitschaft zum Handeln; Handlungskomponente; offenes (overt) Verhalten; Mitteilungen einer Person über eigenes Verhalten. (GÜTTLER 2003: 103).

Diese Komponenten stehen in wechselseitiger Beziehung und sind voneinander abhängig. Gemeinsam bilden sie eine Form von Netzwerk bezüglich spezifischer Einstellungsobjekte. Spricht man von balancierten, stabilen, homogenen Einstellungen, kann man von einer starken Konsistenz zwischen den drei Komponenten ausgehen. Dem gegenüber stehen die ambivalenten Einstellungen. Hier hingegen sind die Komponenten inkonsistent. Durch die fehlende Stabilität sind ambivalente Einstellungen leichter zu beeinflussen (vgl. GÜTTLER 2003: 103f.).

„Je nachdem, welche Komponente mehr gewichtet ist, lassen sich affektive von intellektuellen und handlungsorientierten Einstellungen unterscheiden.“ (GÜTTLER 2003: 104).

Dem sogenannten „Einkomponenten-Modell“ unterliegt lediglich die affektive Komponente. Komponente ist hier gleichbedeutend mit „Bewertung“. Nach FISHBEIN / AJZEN (1975) beinhaltet dieses Modell neben den Einstellungen auch Meinung und Verhaltensintention sowie offen dargelegtes Verhalten, sie sind allerdings nicht Teil der Einstellung und werden auch bei der Messung getrennt betrachtet (vgl. FISHBEIN / AJZEN 1975: 6).

7.6 Vorurteile, Stereotype und Einstellungen

AGHEYISI / FISHMAN (1970) zufolge, werden bei der Einstellungsmessung, wie der Matched-Guise-Technik, der Borgadus-Skala oder dem Semantischen Differential, keine Einstellungen gemessen, sondern Vorurteile und Stereotype, denn Einstellungen sind ethnozentrisch und mit Vorurteilen behaftet. Dass bei einer Spracheinstellungsmessung eigentlich Vorurteile und Stereotype erfasst werden, lässt sich auch an der Interpretation des Begriffs „Sprachbewusstsein“ festmachen. Das Wissen über eine oder mehrere Sprachen findet seinen Ausdruck in Vorurteilen und Stereotypen. Wie Einstellungen sind auch Stereotype nicht direkt messbar und können nur durch bestimmte inhaltliche Zusammenhänge in den Äußerungen erkannt werden (vgl. AGHEYISI / FISHMAN 1970: 140).

Einstellungen und Vorurteile werden häufig synonym verwendet und mit der gleichen Methode gemessen. Bei den Versuchen die beiden Begriffe voneinander abzugrenzen, werden Vorurteile oft als eine Art Unterkategorie der Einstellung betrachtet, die besondere Eigenschaften mit sich bringt (vgl. CASPER 2002: 57f.). Z. B.

Vorurteile sind negative oder ablehnende Einstellungen einem Menschen oder einer Menschengruppe gegenüber, wobei dieser Gruppe infolge stereotyper Vorstellungen bestimmte Eigenschaften von vornherein zugeschrieben werden, die sich aufgrund von Starrheit und gefühlmäßiger Ladung, selbst bei widersprechender Erfahrung, schwer korrigieren lassen. (EBER 1983: 144).

Einstellungen setzen sich somit aus bestimmten „Einstellungsvariablen“ zusammen, die für eine Einstellungs-Verhaltens-Relation berücksichtigt werden müssen. Vorurteile sind überwiegend negativ behaftet, negativ gegenüber bestimmten Personen oder sozialen Gruppen. ALLPORT (1935: 811) ist der Auffassung, dass Vorurteile aus Einstellungen und Meinungen bestehen, BIERHOFF und SCHREIBER (1988: 250) hingegen sehen sie als affektive Komponente von stereotypisierten Einstellungen.

Vergleicht man nun Vorurteile mit Stereotypen, wird man feststellen, dass Stereotype nicht unbedingt wertend sein müssen: „Stereotype lassen sich als vorgefasste Meinungen über die Merkmale einer Person definieren. Sie knüpfen häufig an äußere Merkmale (Aussehen, Geschlecht, Rasse) an, für die weit verbreitete Gruppenstereotype bestehen.“ (BIERHOFF / SCHREI-

BER 1988: 251). FIEDLER (1996: 162) definiert Stereotype als „[...] die subjektiv erwartete Korrelation zwischen Eigenschaften und Gruppenmitgliedschaft, die sowohl die Wahrnehmung als auch die Informationsverarbeitung und dadurch den Verlauf der Interaktionen beeinflussen.“ Vorurteile sind im Gegensatz zu Stereotypen mentale Dispositionen. Stereotype gelten als verbale Ausdrücke von Meinungen. Zudem verfügen sie über Größen wie z. B. Status oder Solidarität. Was den Inhalt eines Stereotyps betrifft, ist dieser immer abhängig davon, welche Blickwinkel der sozialen Identität für den Menschen im Moment bewusst wahrnehmbar sind. Vorurteile und Stereotype sind nur auf bzw. gegen Personengruppen gerichtet und verfügen daher auch über eine stark ausgeprägte Abhängigkeit des sozialen Status sowie des Bildungsstands der Quelle (vgl. CASPER 2002: 59). Liegen einheitliche Meinungen vieler Menschen in Bezug auf soziale Gruppen, Nationen oder fremde Völker vor, spricht man von einem kulturellen Stereotyp. Eine weitere Form des Stereotyps ist das Autostereotyp. Hier handelt es sich um Vorstellungen, die eine soziale Gruppe von sich selbst hat. Ferner unterscheidet man das Heterostereotyp. Personen oder Personengruppen haben ein teilweise verzerrtes, unwahres Bild von anderen Personen oder Personengruppen (vgl. GÜTTLER 2003: 113). Vorurteile und Stereotype haben beide „[...] sozial geteilte, stabile, konsistente, änderungsresistente, starre, rigide, inflexible Urteile über andere Personen, soziale Gruppen oder soziale Sachverhalte [...]“ (GÜTTLER 2003: 114).

7.7 Sozialpsychologie der Sprache vs. soziolinguistische Einstellungsforschung

In den 1980er Jahren entwickelte sich eine sogenannte „Sozialpsychologie der Sprache“ (SPL). Sie lässt sich nach CASPER (2002) in zwei Punkten von der soziolinguistischen Einstellungsforschung abgrenzen: Kognitive Prozesse haben in der SPL einen wesentlichen Faktor (1). Für die SPL sind nicht nur das Sprachverhalten sowie die Spracheinstellung relevant, sondern auch das Verhältnis von Sprache, Einstellung und das allgemeine Verhalten von Bedeutung (2). Die SPL beschäftigt sich hauptsächlich mit den sozialen Funktionen von Spracheinstellungen, hingegen die Soziolinguistik mehr mit dem Einfluss von Spracheinstellungen auf Status, Funktion und Gebrauch von Sprachvarietäten. Zudem zeigt sie Interesse am Sprachverhalten (vgl. CASPER 2002: 19).

8 Empirischer Teil

Im ersten Teil dieser Arbeit wurden die theoretischen Grundlagen der forschungsleitenden Annahmen sowie wichtige Begriffe und Merkmale der Proband/innen abgeklärt. Im zweiten Teil sollen die empirische Untersuchung und ihre Ergebnisse dargelegt werden.

Einige Aussagen, speziell unter dem Punkt 8.9 Netzsprache, beruhen auf Beobachtungen der Verfasserin, diese werden entsprechend durch Fußnoten gekennzeichnet.

Es handelt sich hier um eine quantitative Erhebung, die nach PETER SCHLOBINSKI (1996) 4-Phasen-Modell aufgebaut ist. Schritt 1 war es, Ideen für ein Konzept zu sammeln sowie forschungsleitende Annahmen, die noch näher erläutert werden, aufzustellen. Außerdem war es eine Aufgabe, die relevanten Themen hermeneutisch darzulegen. Im 2. Schritt wurde der Fragebogen erstellt und ein Pretest durchgeführt, der ebenfalls noch näher erläutert wird. Schritt 3 befasste sich mit der Erhebung bzw. Datensammlung. Die Daten wurden in Microsoft Excel geordnet. Anschließend wurden sie im 4. Schritt zunächst tabellarisch ausgewertet und dann in Form von Grafiken dargestellt. Außerdem befasst er sich mit der Auswertung und den Schlussfolgerungen sowie einem Ausblick, aber in erster Linie mit der Forschungsfrage und den forschungsleitenden Annahmen. Wichtig ist hier, dass festgehalten wird, ob die Annahmen verifiziert oder falsifiziert werden können (vgl. SCHLOBINSKI 1996: 20).

8.1 Vorgehensweise

Bevor mit einer Untersuchung begonnen werden kann, muss bestimmt werden, ob man quantitativ oder qualitativ arbeiten wird. Es erschien sinnvoll, quantitativ in Form eines Fragebogens vorzugehen, sich aber die Möglichkeit einer zusätzlichen qualitativen Befragung mittels Tiefeninterviews offen zu halten, für den Fall, dass durch die Erhebung keine fundierten Ergebnisse erzielt werden können. Da es sich um eine Einstellungsstudie handelt und sich hinsichtlich der Untersuchung von Einstellungen und Phänomenen sozialer, politischer und psychologischer Natur die Methode der Fragebogenerhebung bewährt hat, war dies der ausschlaggebende Punkt dafür, dass die Wahl auf eine quantitative Fragebogenauswertung fiel.

8.2 Aufbau des Fragebogens

Aufgrund der Tatsache, dass sich der Fragebogen inhaltlich mit dem Sprachgebrauch im Internet befasst/e, wurde ein Online-Fragebogen als Erhebungsinstrument gewählt, da dies authentischer in Bezug auf die Thematik wirkt.

Neben einführenden Fragen zum Nutzer/innenverhalten der Silver Surfer und ein paar persönlichen Daten, waren die Einstellung zu und Verwendung von Netzsprache zentral. Hier wurden nur die markantesten Charakteristika fokussiert. Nähere Ausführungen wurden bereits im Theorieteil aufgezeigt.

Als Fragetypen kamen bis auf wenige nur geschlossene infrage, darunter Auswahlfragen, Skalenfragen und einmalig eine Rangordnung. Die offenen Fragen bezogen sich auf die derzeitige bzw. die letzte berufliche Tätigkeit der Proband/innen. Zudem sollten die Teilnehmer/innen geschlossen auf die Frage antworten, ob ihnen spontan ein Beispiel zu der Netzsprache einfällt. Ein weiteres leeres Textfeld musste ausgefüllt werden, wenn der / die Proband/in die meiste Zeit seines Lebens außerhalb Österreichs lebte, an dieser Stelle sollten sie ihr früheres Heimatland angeben.

Da die Sozialdaten am Ende des Fragebogens erfragt wurden, wurde zweimalig auf die Teilnahmebedingungen hingewiesen: der / die Proband/in musste in Österreich gemeldet sein, regelmäßig im Internet surfen und älter als 50 Jahre alt sein. Erstmals wurde in der Einleitung darauf aufmerksam gemacht und das zweite Mal gleich auf der darauffolgenden zweiten Seite, mit dem Verweis, nur weiterzumachen, wenn die nötigen Voraussetzungen gegeben sind. Um bei der Altersgrenze sicherzustellen, dass die Proband/innen tatsächlich mindestens 50 Jahre alt sind, wurde die Auswahl des Geburtsjahres erst ab 1965 freigegeben.

8.3 „SoSci-Survey“

Für die Erstellung des Online-Fragebogens wurde die Plattform SoSci-Survey gewählt. Neben den kostenlosen Angeboten speziell für Student/innen bietet sie zudem eine umfangreiche Auswahl an Fragetypen. Der Text lässt sich außerdem aufgrund der Vielfältigkeit von SoSci-

Survey nach Belieben formatieren. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit Bilder hochzuladen und diese in den gewählten Fragetypus einzubinden. Neben dem kostenlosen Programm und der Vielfalt an Formatierungsmöglichkeiten, erstellt SoSci-Survey auch eine Statistik. Es wird dadurch ersichtlich, wie viele Proband/innen den Fragebogen vollständig abgeschlossen haben sowie eine Anzahl derer, die zumindest mit der Erhebung begonnen haben. Zudem lässt sich nachvollziehen ab welcher Frage der / die Proband/in den Fragebogen abgebrochen hat. Das waren die ausschlaggebenden Gründe für die Wahl dieser Plattform.

8.4 Pretest und Überarbeitung

Pretest:

Bevor ein Fragebogen tatsächlich in Umlauf gebracht bzw. online gestellt werden kann, ist ein sogenannter Pretest (Vortest) nötig. Entsprechende Fragebögen wurden sieben Personen zwischen 32 und 52 Jahren zugestellt. In erster Linie sollte die Verständlichkeit und Redundanz der Fragen und Antwortmöglichkeiten ausgetestet werden. Hier war markant, dass die jüngste Person die meisten Anmerkungen machte und am kritischsten war. Einige ihrer Anmerkungen wurden in die Endfassung des Fragebogens miteingebunden, doch einige konnten nicht berücksichtigt werden, da dies eine Abweichung von der Forschungsfrage zur Folge gehabt hätte. Je älter die Pretest-Teilnehmer/innen, desto klarer waren die Fragen für sie.

Überarbeitung:

Die erste Änderung bezog sich auf die Vollständigkeit des Fragebogens, so wurde die letzte Frage *„Derzeitige berufliche Tätigkeit“* bzw. *„Wenn Sie bereits im Ruhestand sind: zuletzt ausgeübte berufliche Tätigkeit:“* als verpflichtend gestellt, da sie beim Pretest nicht bzw. kaum beantwortet wurde, für die Arbeit zunächst als äußerst relevant galt. Zudem wurden Änderungen bei der Formulierung vorgenommen. Außerdem wurden teilweise zusätzliche Antwortmöglichkeiten geboten. Dank des Pretests konnten auch einige Fehler in der Formatierung gefunden werden, die ebenfalls beseitigt wurden. Der überarbeitete, definitive Fragebogen war insgesamt sechs Wochen, 19.09.2016 bis 31.10.2016, online.

8.5 Verbreitung des Fragebogens

Da es sich hier um einen auf SoSci-Survey erstellten Online-Fragebogen handelt, wurde er zum größten Teil virtuell verbreitet. Das soziale Netzwerk „facebook“ entpuppte sich schnell als wichtigstes Instrument in dieser Befragung. Das Teilen in diversen österreichischen Gruppen sowie im Freundes- und Familienkreis löste eine Welle an weiteren Teilungen aus und infolge dessen auch einen enormen Anstieg der Teilnehmer/innenanzahl. Zudem wurden Zettel verteilt, die nicht nur den Link aufwiesen, sondern auch eine eindeutige Bitte mitzumachen. Außerdem wuchs der Anteil zu einem großen Teil durch reine E-Mail-Propaganda. Zunächst war auch ein Besuch in einem Zentrum angedacht, in dem Computerkurse für Senior/innen angeboten werden, doch diese Idee wurde wieder verworfen, da die Kompetenzen der Kursteilnehmer/innen nach Abschluss des Kurses viel zu gering sind, um einen solchen Fragebogen ausfüllen zu können.

8.6 Grundlegende Anhaltspunkte hinsichtlich der Proband/innen

Bevor die Ergebnisse der empirischen Studie dargelegt werden, sollen jene Silver Surfer, welche an der Befragung teilgenommen haben, in Augenschein genommen werden. Dabei steht vor allem das Nutzer/innenverhalten im Vordergrund. Im Anschluss daran erfolgt eine Auseinandersetzung mit den Forschungsfragen im Licht der forschungsleitenden Annahmen sowie ein Ausblick.

An der Befragung nahmen 251 Österreicher/innen bzw. in Österreich lebende Personen teil. Davon schlossen 214 den Fragebogen vollständig ab. Dies entspricht einer Fehlervarianz von 6,19 % bzw. 6,70 %. Die Grundgesamtheit liegt bei 3.340.172 in Österreich lebenden Menschen. Diese Zahl setzt sich folgendermaßen zusammen: Es wurden die Einwohner/innen Österreichs, Stand 01.01.2016 der Statistik Austria, im Alter zwischen 50 und 90 Jahren ermittelt. Anschließend wurde die Zahl um die bekannten Invalid/innen (sehbehindert etc.) dieser Altersklasse subtrahiert.⁸

⁸ Es wird angenommen, dass sehbehinderte Menschen keine Silver Surfer sind. Diese Schlussfolgerung erfolgt ohne jegliche Absicht der Diskriminierung bzw. Ausgrenzung.

Bei der Geschlechteraufteilung ist eine eindeutige Ungleichheit festzustellen, so liegt die Prozentaufteilung bei 68 % weiblichen Teilnehmerinnen und lediglich 32 % männlichen Teilnehmern (Diagramm Nr. 1). Aufgrund der Dominanz an weiblichen Teilnehmerinnen ist ein Vergleich zwischen Männern und Frauen nicht möglich; die Ergebnisse wären in keiner Weise repräsentabel.



Diagramm Nr. 1 Geschlechteraufteilung

Bei der Befragung wurde zudem danach gefragt, in welchem Bundesland die Proband/innen leben bzw. die meiste Zeit ihres Lebens lebten. Dabei kommen folgende Daten zum Vorschein (Diagramm Nr. 2):

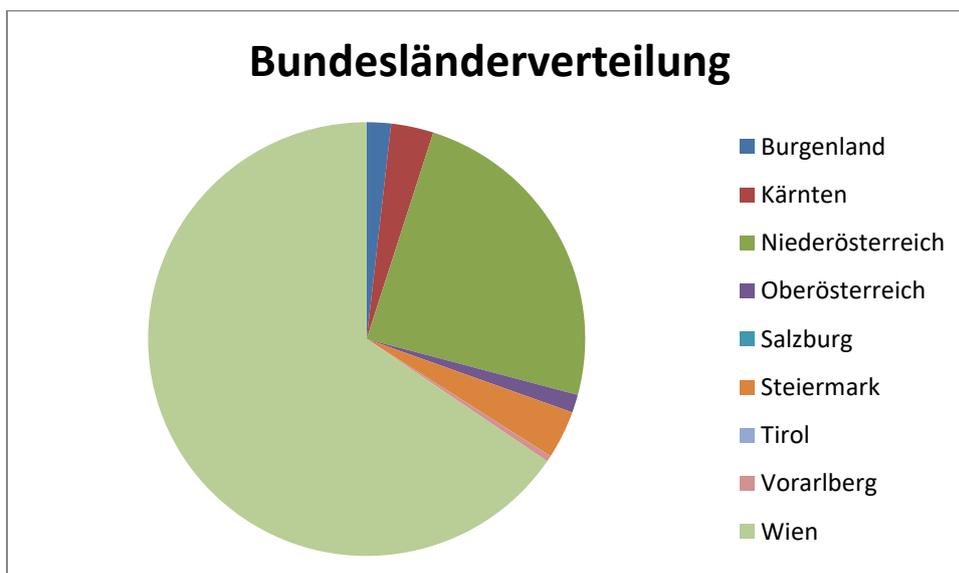


Diagramm Nr. 2 Bundesländerverteilung

Man kann eine deutliche Dominanz der Befragten aus Wien mit 66 % feststellen, gefolgt von Niederösterreich mit 24 %. Keine Teilnehmer/innen stammen aus den Bundesländern Salzburg und Tirol. Ein Vergleich unter den Bundesländern wäre demnach nicht sinnvoll bzw. redundant.

Es konnten allerdings zehn Personen gewonnen werden, die die meiste Zeit ihres Lebens außerhalb von Österreich lebten. Neben drei Deutschen nahm jeweils ein/e frühere/r Einwohner/in Griechenlands, Belgiens, Frankreichs, Serbiens, Ungarns und Russlands teil. Ein/e Teilnehmer/in gab lediglich „Ausland“ an. Aufgrund dieser niedrigen Anzahl, wäre eine nähere Analyse unter dem Aspekt der Zuwanderung sinnfrei und nicht repräsentativ. Die Teilnehmer/innen wurden prinzipiell auch nach einem Bundeslandwechsel gefragt, doch dieser scheint an dieser Stelle nicht relevant, da sich diese Studie nur mit Österreich als Land befasst.

Die teilgenommenen Proband/innen wurden zwischen 1932 und 1965 geboren, 78 % davon sind noch berufstätig.

8.7 Ausbildung der Proband/innen

Zur Ausbildung ist zu sagen, dass die Proband/innen diesbezüglich bunt gemischt sind. Die Spannweite reicht vom Pflichtschulabschluss bis zum Doktorat. In folgendem Diagramm Nr. 3 dominieren die Menschen, die ein Studium abgeschlossen haben.

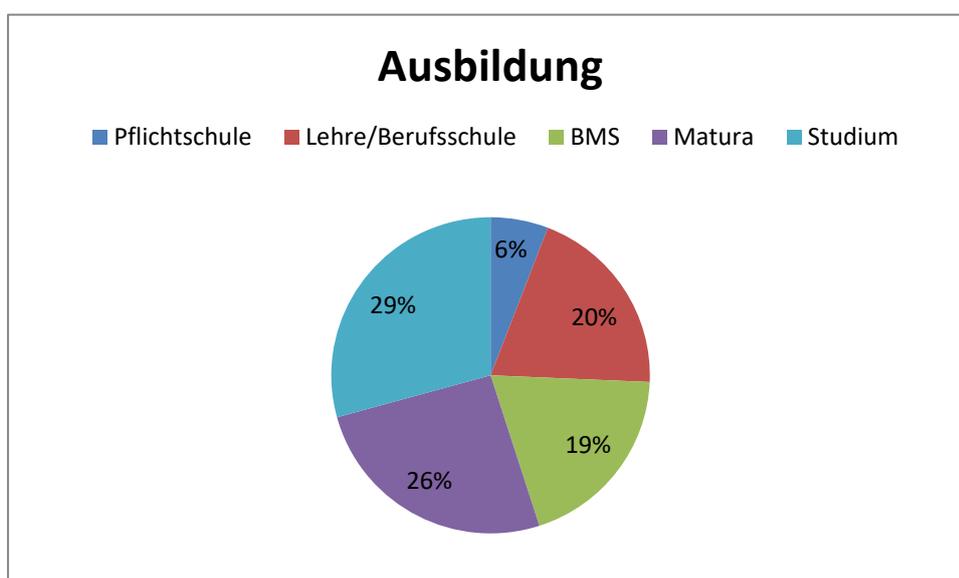


Diagramm Nr. 3 Höchste abgeschlossene Ausbildung

Es muss allerdings erwähnt werden, dass im Fragebogen die Aufschlüsselungen Bachelor, Master bzw. Magister und Doktor/in zur Auswahl standen. Von den 29 % der Teilnehmer/innen mit Studienabschlüssen haben nur 4 % als Doktor/in graduiert. Die Aufteilung der übrigen 25 % erfolgt ausgeglichen. Eine detailliertere Aufschlüsselung folgt im nachfolgenden Diagramm Nr. 4.

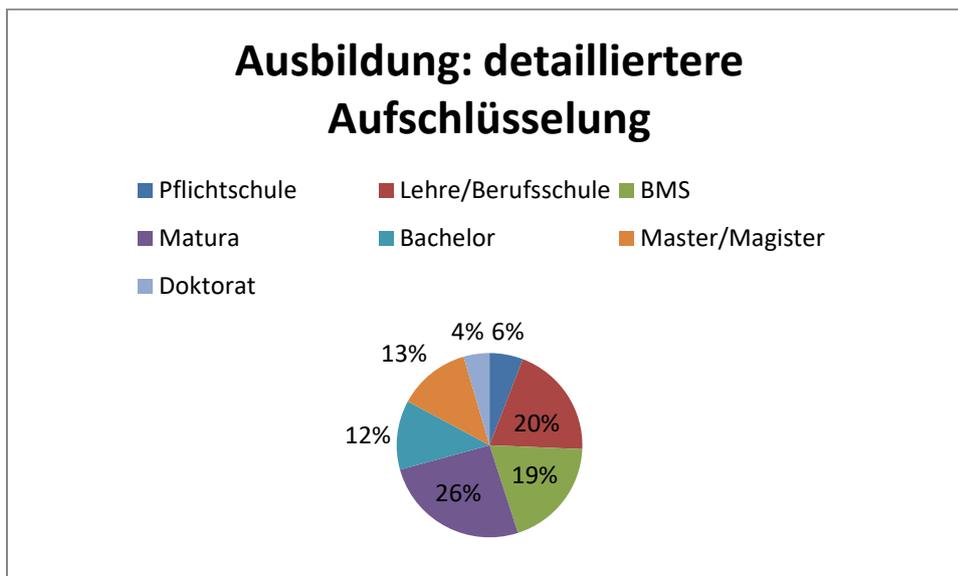


Diagramm Nr. 4 Ausbildung: detailliertere Aufschlüsselung

Da die genauere Bezeichnung der Berufsausbildung der Proband/innen ein verpflichtender Punkt war, brachen an dieser Stelle einige Teilnehmer/innen die Befragung ab. Es wird vermutet, dass es sich hier um die Pflichtschulabsolvent/innen handelt, die sich in keine der vorgegebenen Kategorien einordnen konnten. Bei den Lehrberufen herrschen die handwerklichen Berufe wie Maurer/in, Installateur/in, diverse Berufe im Bereich Elektronik, aber auch kosmetische Berufe wie Stylist/in oder Friseur/innen vor. Zudem stammen einige Teilnehmer/innen aus dem Bereich der Gastronomie. Lediglich sechs der befragten Personen mit Lehrabschluss absolvierten eine Lehre im kaufmännischen Bereich.

Bei den Berufsbildenden Mittleren Schulen liegt die Dominanz eindeutig im kaufmännischen Bereich. Neben einem Abschluss einer Handelsschule oder Hotelfachschule geben viele der befragten Damen an, eine Fachschule für wirtschaftliche Frauenberufe absolviert zu haben.

Nur drei Personen führen an, eine Berufsbildende Mittlere Schule im Bereich Mode abgeschlossen zu haben, was den Kontrast und die Vorherrschaft der kaufmännischen Ausbildung deutlich macht.

Während der Fokus bei den Lehrberufen im handwerklichen Bereich zu finden ist und in den Berufsbildenden Mittleren Schulen im kaufmännischen, liegt er bei Maturant/innen auf Allgemeinbildenden Höheren Schulen (AHS), wobei hier verschiedene Gymnasien angegeben werden wie Realgymnasium, humanistisches Gymnasium oder neusprachliches Gymnasium. Zwei Drittel der befragten Maturant/innen nennen eine Allgemeinbildende Höhere Schule als ihren höchsten Abschluss. Nur wenige schlossen eine Handelsakademie (HAK) oder eine Höhere Technische Lehranstalt (HTL) ab.

Neben einem Bachelor in Musik, in Astronomie, Elektronik und systemischem Management verfügen einige Teilnehmer/innen über einen Abschluss der Pädagogischen Hochschule, wobei dieser ihren Angaben zufolge in verschiedenen Bereichen absolviert wurde: Sonderpädagogik, Volksschulpädagogik und Hauptschulpädagogik.

Unter den Proband/innen mit einem Master bzw. Magister-Abschluss ist eine Dominanz im geisteswissenschaftlichen Bereich, speziell den Philologien, festzustellen. Unter den Universitätsabsolvent/innen finden sich einige Anglist/innen und Germanist/innen sowie sprachliche Berufe wie Dolmetscher/in, Literaturwissenschaftler/in und Publizist/in. Eine weitere, aber deutlich geringere Dominanz, ist in den pädagogischen bzw. sozialen Studien zu verzeichnen. Außerdem befinden sich unter den Mastern bzw. Magistern einige Jurist/innen und Kommunikationswissenschaftler/innen.

Bei den Proband/innen mit einem Doktorat ist kein eindeutiges Schema feststellbar, ein Vergleich ist aber v. a. aufgrund der geringen Anzahl an Teilnehmer/innen nicht repräsentativ. Unter den Befragten finden sich Mediziner/innen, Rechtswissenschaftler/innen sowie Personen, die über Abschlüsse in diversen geisteswissenschaftlichen Studienrichtungen verfügen. Aufgrund der heterogenen Antworten in den relevanten Bereichen konnte kein Vergleich im Bereich der Wissenskluft bzw. der beruflichen Tätigkeit durchgeführt werden und fließt daher

nicht in die Auswertung mit ein. Eine Unterscheidung von restringierter und elaborierter Kognition wäre dadurch in keiner Weise repräsentativ bzw. zeitgemäß gewesen, daher blieb der Fokus auf der Beantwortung der vorausgegangenen Annahmen.

8.8 Nutzer/innenverhalten der „Silver Surfer“

Folgende Informationen beruhen nicht auf Fachliteratur, sondern auf den erhobenen Daten. Fachliteratur wird wie üblich durch Zitation gekennzeichnet.

Seit einigen Jahren werden vermehrt Kurse angeboten, die speziell für Senior/innen ange-dacht sind, so auch Computerkurse an diversen Volkshochschulen oder Instituten. Aus diesem Grund war es wichtig, festzustellen, wie viele Proband/innen diese Kurse tatsächlich besuch-ten oder ob doch die Selbstständigkeit bzw. das familiäre Umfeld bei der Einschulung in das Computerwesen gefragt waren. Die einfachste Erlangung der Computerkenntnisse ist die be-rufsbedingte. Alle befragten Silver Surfer geben an, dass sie sich ihre Computer- bzw. Inter-netkompetenzen aufgrund ihres Berufs angeeignet haben bzw. aneignen mussten. Das ist ein wesentliches Detail, da viele einen Beruf erlernten, eine Schule besuchten oder ein Studium absolvierten, der / das prinzipiell keine Internetkenntnisse erfordert, wie Koch / Köchin oder ein/e Maurer/in. Dies macht einmal mehr deutlich, was für eine Bedeutung der Computer und das Internet in den letzten Jahren erlangt haben. Rechnungen oder Bescheide werden in den meisten Fällen am Computer erstellt und anschließend dem / der Kunden/in ausgehändigt. Zudem gibt es nur noch wenige Unternehmen, die nicht über eine Homepage verfügen, viele sind sogar in sozialen Netzwerken wie „facebook“ oder „twitter“ vertreten. Das Internet hat sich zu einem unverzichtbaren Medium im Bereich des Marketings entwickelt.⁹

8.8.1 Geräte

Durch die vorangegangene Frage eröffnete sich gleich die nächste, mit welchen Geräten die Silver Surfer online gehen. „*Wenn ich im Internet surfe, dann hauptsächlich mit...* (Mehrfachantwort möglich)“ Folgende Antwortmöglichkeiten konnten die Proband/innen wählen: „dem

⁹ Diese Feststellung beruht auf den Beobachtungen der Verfasserin.

Standcomputer“, „dem Laptop / Netbook“, dem Tablet / I-Pad“ und „dem Smartphone / I-Phone.

Das Handy zu verwenden lässt auf einen spontanen Internetbesuch hindeuten, ein Standcomputer zeigt eine professionellere Art der Verwendung, da dieser mehr Anwendungen bietet als ein Smartphone / I-Phone. Dies gilt auch für den Laptop bzw. das Netbook, was auch eine zusätzliche Mobilität gewährleistet. Als neuestes Gerät, mit dem man im Internet surfen kann, gilt das Tablet / I-Pad. Die Frage, ob die eigenen Geräte verwendet werden würden, erschien nachfolgend sinnvoll, da ein eigenes Gerät immer ein Indiz für den regelmäßigen Gebrauch ist.

Bei der Frage, welche Geräte die Nutzer/innen verwenden, wenn sie im Internet surfen, fallen die Antworten sehr ambivalent aus. Fast die Hälfte der Silver Surfer nutzt jedes der vorgeschlagenen Geräte. Eine nähere Aufschlüsselung erfolgt in Folge dieses Punktes (Diagramm Nr. 5, Nr. 6, Nr. 7 und Nr. 8).

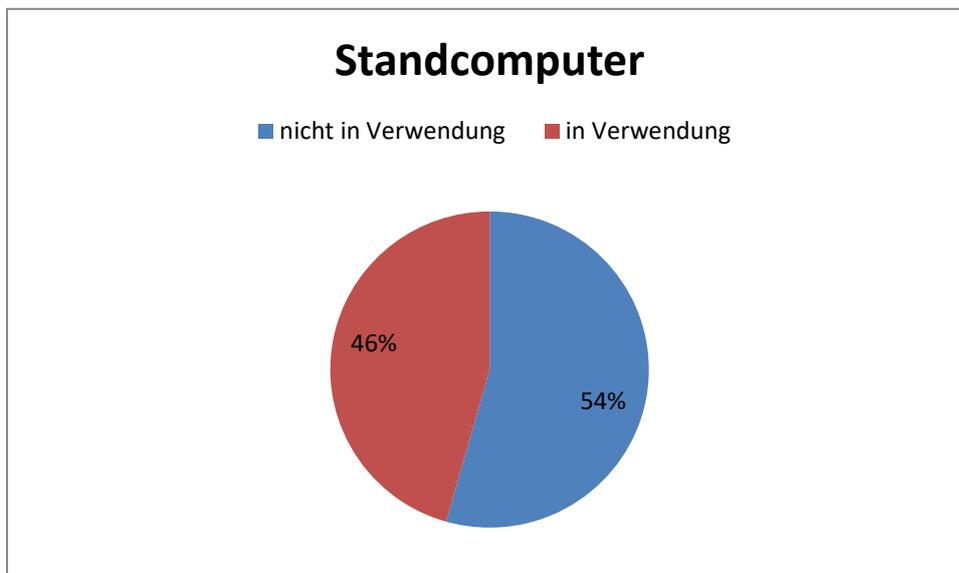


Diagramm Nr. 5 Verwendung des Standcomputers

Vergleicht man hier den Standcomputer (Diagramm Nr. 5) mit dem Laptop / Netbook (Diagramm Nr. 6), ist in der Grafik deutlich erkennbar, dass sich beide Geräte die Waage halten, doch ist ein kleiner Trend in Richtung Laptop / Netbook festzustellen.

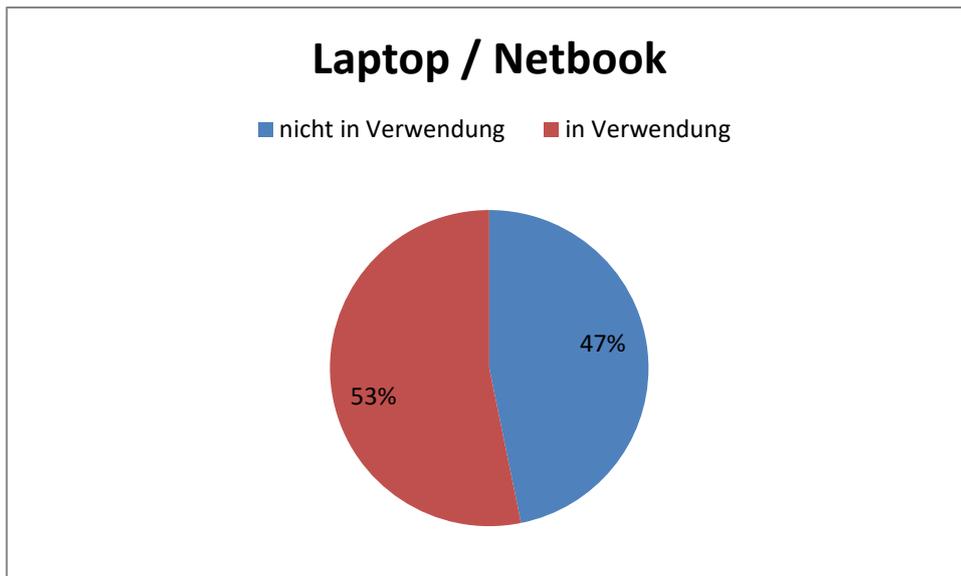


Diagramm Nr. 6 Verwendung des Laptops / Netbooks

Das Tablet bzw. das I-Pad ist das einzige Gerät, das eine eindeutige Tendenz erkennen lässt. Nur ein Drittel der Silver Surfer verwendet beim Surfen im Internet ein Tablet bzw. I-Pad (Diagramm Nr. 7), es hat sich bei dieser Zielgruppe sichtlich noch nicht durchsetzen können.

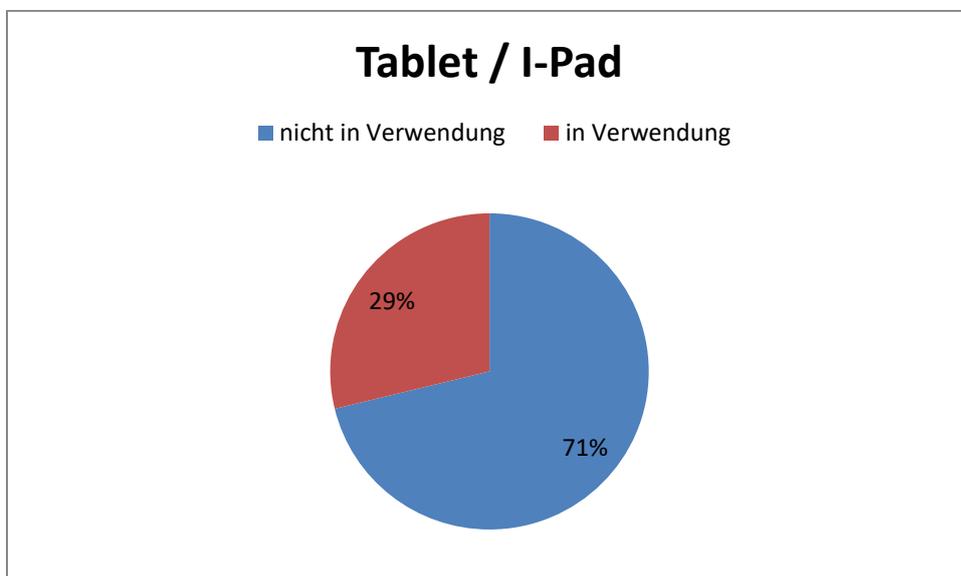


Diagramm Nr. 7 Verwendung des Tablets / I-Pads

Wie schon beim Standcomputer und dem Laptop bzw. Netbook, ist auch das Ergebnis hinsichtlich des Smartphones bzw. I-Phones ausgeglichen. 52 % der Proband/innen verwenden beim Surfen im Internet ihr Smartphone / I-Phone nicht, 48 % benutzen es regelmäßig (Diagramm Nr. 8).

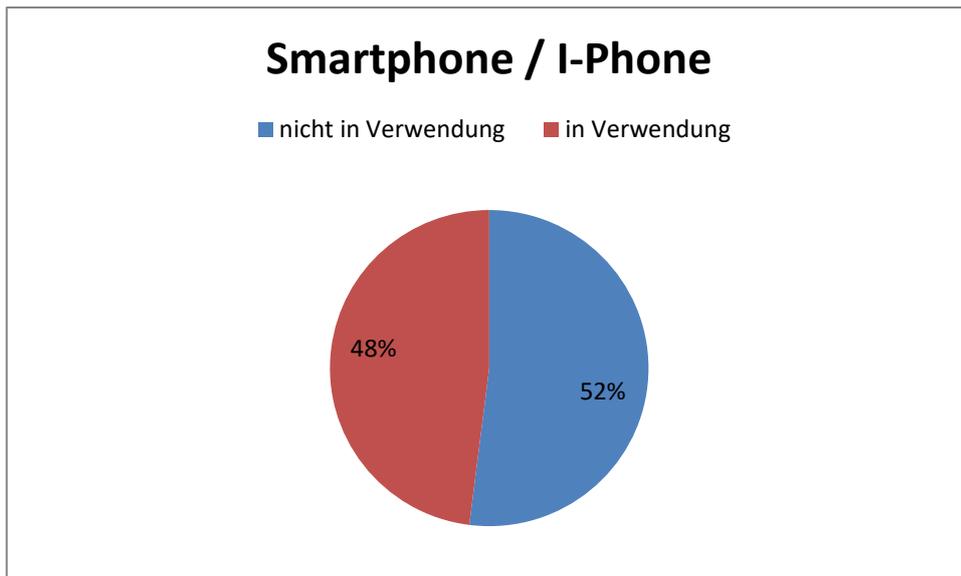


Diagramm Nr. 8 Verwendung des Smartphones / I-Phones

Nur 2 % der Silver Surfer nutzen nicht ihre eigenen Geräte. 74% machen ausschließlich von ihren eigenen Geräten Gebrauch. Die restlichen 24 % der Befragten verwenden sowohl fremde als auch eigene Geräte (Diagramm Nr. 9). Aufgrund des durchgeführten Pretests und dessen Anmerkungen kann vermutet werden, dass es sich bei den fremden Geräten hauptsächlich um solche am Arbeitsplatz handelt.

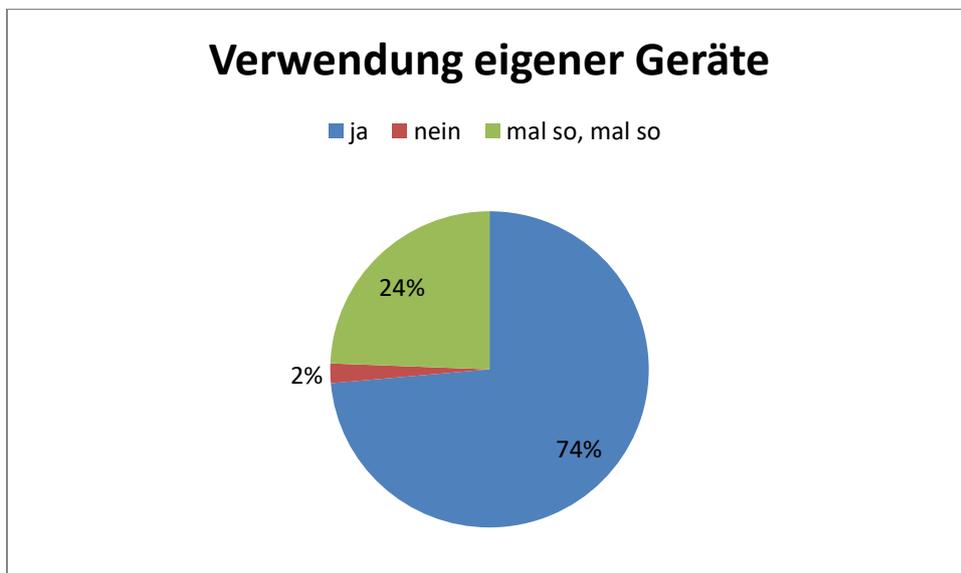


Diagramm Nr. 9 Verwendung eigener Geräte

8.8.2 Intention

Neben der Frage nach deren Benutzung der internetzugänglichen Geräte wurden die Silver Surfer im nächsten Schritt auch befragt, was sie dazu veranlasst, im Internet zu surfen. Zu beantworten war die Frage in Form einer Reihung. Zur Auswahl standen „Informationsbeschaffung“, „das Besuchen sozialer Netzwerke“, „das Versenden von E-Mails“, „Online-Banking“, „Online-Shopping“ und „diverse administrative Erledigungen“.¹⁰

34 % der Teilnehmer/innen wählen die Informationsbeschaffung als häufigsten Grund, im Internet zu surfen. Dicht dahinter mit jeweils 27 % und 26 % befinden sich das Versenden von E-Mails und das Besuchen sozialer Netzwerke. Nur 3 % der Proband/innen geben an, dass das Online-Shopping bzw. Online-Banking der häufigste Anlass ist, das Internet zu verwenden. Bei Rang 2 verhält sich der Fokus ähnlich, hier entscheiden sich 34 % für das Versenden von E-Mails und 27 % für die Informationsbeschaffung. Auch hier liegen das Online-Shopping und das Online-Banking weit abgeschlagen. Auf Rang 3 verzeichnet die Wichtigkeit der E-Mail einen herben Absturz. Im Gegensatz zu Rang 2 mit 34 %, wählen nur 22 % die E-Mail auf Rang 3. Einen Aufschwung hingegen erfährt das Online-Banking und die administrativen Erledigungen mit 18 %. Das Online-Banking dominiert allerdings auf Rang 4 mit 26 %, außerdem erlebt das Versenden von E-Mails einen weiteren enormen Absturz auf 9 %. Dieser Wert vermindert sich auf Rang 5 noch einmal deutlich und fällt auf 6 %, dafür verdoppelt sich die Zahl beim Online-Shopping. Die Informationsbeschaffung sinkt von Rang 1 auf Rang 5 von 24 % auf 4 %. Diese Zahl hält sich auf Rang 6 sowie die E-Mail, die auf 2 % schrumpft. Auf dem sechsten und damit letzten Rang herrschen mit jeweils 35 % und 25 % das Online-Shopping und das Online-Banking vor. Die Antwortmöglichkeit, die sich zahlenmäßig fast konstant hält, sind die sozialen Netzwerke. 26 % wählen sie auf Rang 1, 19 % auf Rang 6. Einen kleinen Absturz erleben die sozialen Netzwerke auf Rang 5, auf dem sie auf 11 % zurückgehen.

Es lässt sich somit festhalten, dass die wichtigsten Gründe das Internet aufzusuchen die Informationsbeschaffung, das Versenden von E-Mails und die sozialen Netzwerke sind. Am unwichtigsten hingegen empfinden die Silver Surfer das Online-Shopping sowie das Online-Banking.

¹⁰ Die genannten Antwortmöglichkeiten werden an dieser Stelle nur einmalig durch Anführungszeichen hervorgehoben.

Umso weiter der Rang fällt, desto kleiner wird die Zahl der drei ersteren Genannten, aber die Zahlen der zwei Letzteren steigen. Die administrativen Erledigungen sind auf den ersten drei Rängen unausgeglichen, doch liegt der Fokus auf Rang 4 und 5. Was sich zudem festhalten lässt, ist, dass bei allen Antwortmöglichkeiten die ersten drei Ränge sowie die letzten drei Ränge fast keinen Absturz bzw. Aufstieg verzeichnen, dieser beginnt auf Rang 4. Dieses Bild lässt sich jedoch nicht auf die sozialen Netzwerke anwenden, da hier eine gewisse Ausgeglichenheit vorliegt.

Die folgenden beiden Diagramme Nr. 10 und Nr. 11, „Verwendung des Internets: Rang 1“ und „Verwendung des Internets: Rang 6“, machen den erwähnten Kontrast noch einmal deutlich.

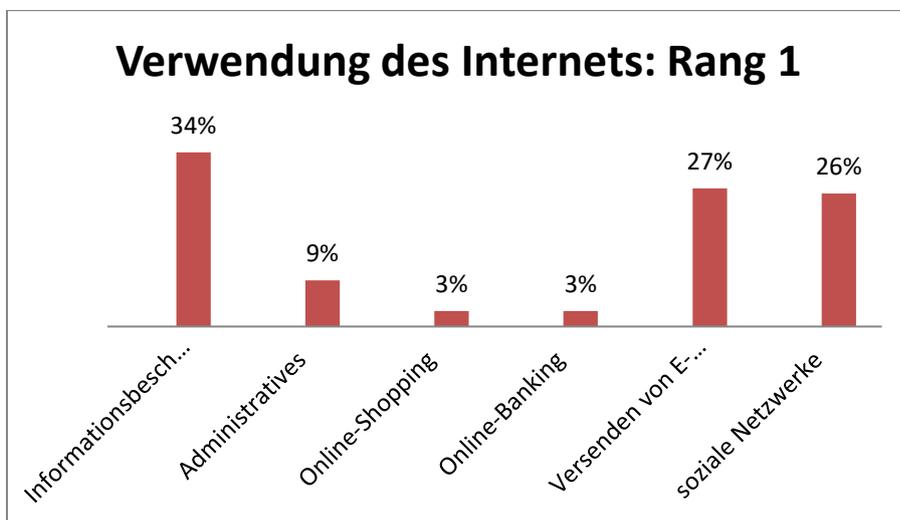


Diagramm Nr. 10 Verwendung des Internets: Rang 1

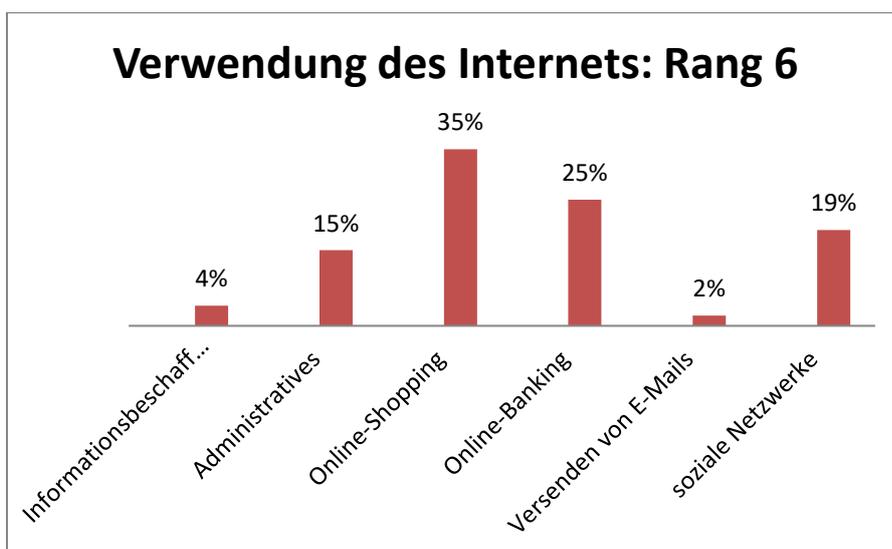


Diagramm Nr. 11 Verwendung des Internets: Rang 6

8.9 Netzsprache

In diesem Kapitel soll auf den Kern vorliegender Diplomarbeit eingegangen werden: die Netzsprache und ihre Eigenheiten. Das Ziel dieser Untersuchung war es, sich mit einigen Besonderheiten der Netzsprache zu befassen. Daneben wurde das Augenmerk auch auf die vermeintliche Verwendung gelegt. Kenntnis, angebliche Verwendung und Einstellung hinsichtlich der „Netzsprache-Merkmale“ Iteration, Leetspeak, Akronyme, Abkürzungen und Emoticons, galt es näher zu erforschen.

Zunächst sollten die Proband/innen die Frage beantworten, ob sie Netzsprache kennen bzw. mit ihr vertraut sind. Das Ergebnis zeigt folgende Grafik (Diagramm Nr. 12):

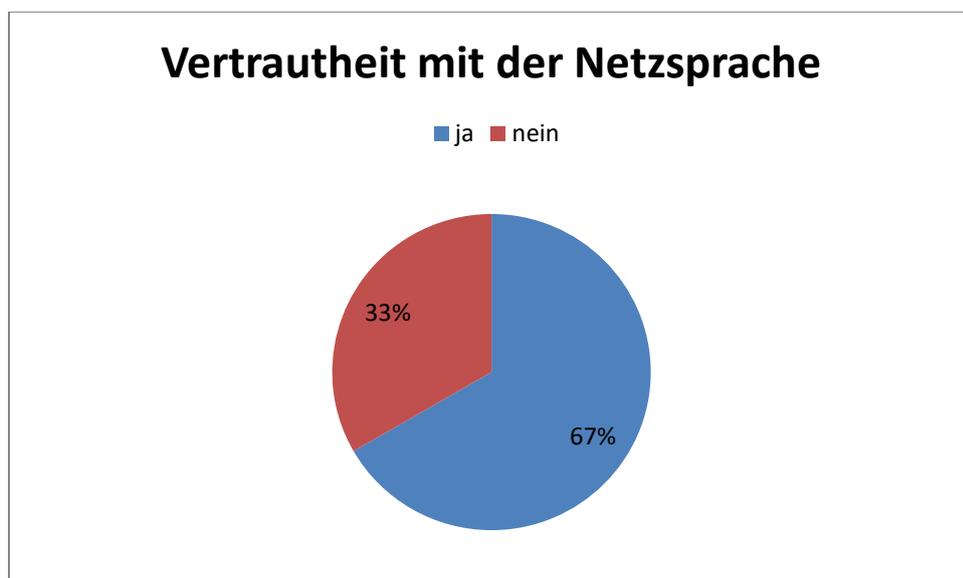


Diagramm Nr. 12 Vertrautheit mit der Netzsprache

Zwei Drittel der Befragten geben an, die Netzsprache an sich zu kennen und können auch Beispiele nennen. Das Anführen eines Beispiels war im Fragebogen freiwillig, konnte demnach auch übersprungen werden, trotzdem nutzten 27 Proband/innen diese Möglichkeit und fügten ihre Assoziation zu dem Begriff Netzsprache hinzu.

Gaben die Teilnehmer/innen „ja“ an, wurden sie zu einer Zusatzfrage weitergeleitet, die nach dem Grad ihrer Kenntnis fragte. Da es sich um eine Spracheinstellungsstudie handelt, ist es wichtig, bevor man auf die einzelnen Merkmale der Netzsprache eingeht, zu hinterfragen, wie

die Silver Surfer selbst über ihre Kenntnisse bezüglich Netzsprache denken bzw. wie sie sich selbst einschätzen. Bei Fragen dieser Art ist es am sinnvollsten, eine Art Notenschema vorzugeben, allerdings mit den Bezeichnungen „sehr gut“ (1), „relativ gut“ (2), „geht so“ (3), „weniger gut“ (4) und „gar nicht“ (5). Diese Frage ermöglicht auch einen Abgleich mit den folgenden spezifischen Fragen.

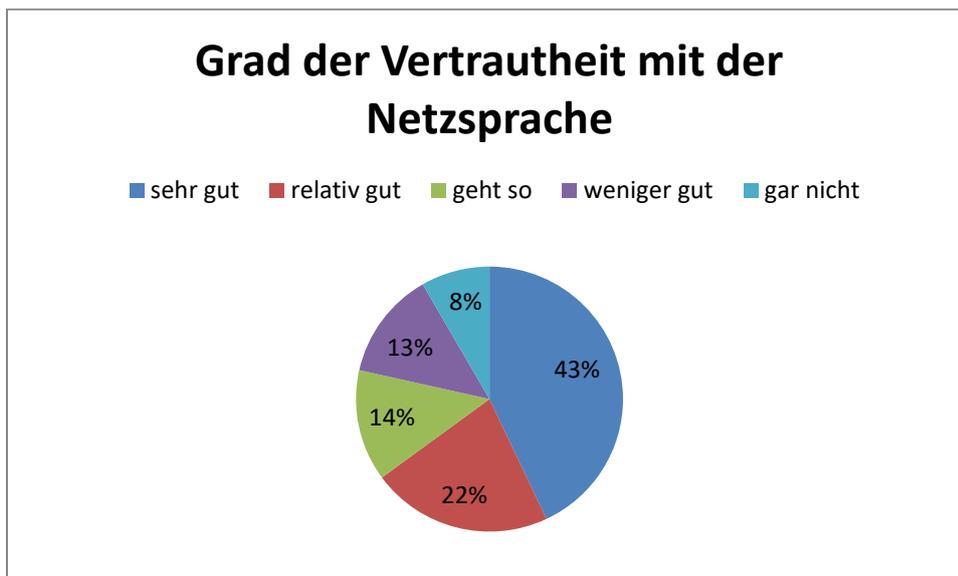


Diagramm Nr. 13 Grad der Vertrautheit mit der Netzsprache

Das Diagramm „Grad der Vertrautheit mit der Netzsprache“ (Diagramm Nr. 13) ist deswegen von Bedeutung, da, obwohl die Personen der Auffassung sind, dass sie mit der Netzsprache vertraut sind, hier 8 % angeben, dass sie sich „gar nicht“ mit ihr auskennen. Hingegen 65 % der befragten Silver Surfer schätzen ihr Wissen zur Netzsprache „sehr gut“ und „relativ gut“ ein. Um dies unter Beweis stellen zu können, wurden sie zusätzlich gebeten, wenn ihnen spontan ein typisches Merkmal der Netzsprache einfällt, dieses anzugeben. Die Auswahl „nein“ wurde allerdings gewährleistet. Während einige der Proband/innen typische Anglizismen, die im Zusammenhang mit dem Computer oder dem Internet stehen, wie „Online“ oder „Browser“, anführen, werden auch einige Akronyme der Netzsprache angegeben. Das am häufigsten genannte Beispiel ist „lol“, aber auch „gg“ ist oft vertreten. Dies lässt vermuten, dass Akronyme, die in Verbindung mit Lachen stehen, am besten gekannt und vermutlich auch eingesetzt werden. Manche Befragte hielten sich eher allgemein und schrieben Begriffe wie „Emoticons“ oder „Abkürzungen“ in das leere Textfeld, was jedoch ebenfalls Merkmalen der Netzsprache entspricht.

8.9.1 Orthographie und Grammatik

Ein besonderes Merkmal der Netzsprache ist, wie bereits im Theorieteil erläutert, der Verzicht auf eine vermeintlich „korrekte“ Groß- und Kleinschreibung (Kapitel 4.2.1.1), auch diese Eigenheit der Netzsprache wurde hinterfragt, um die Annahme zu bestätigen oder zu revidieren, dass sich Silver Surfer lieber der normierten Schreibung bedienen. In der Orthographie finden sich häufig Fehler wie „wen“ statt „wenn“ oder umgekehrt sowie „den“ und „denn“. Außerdem zeigen sich häufig Probleme bei der Unterscheidung von Dativ und Akkusativ, daher ist auch dieses Statement bedeutend für die ausgehende Annahme.¹¹

Eine forschungsleitende Annahme ist, dass Silver Surfer überwiegend, unabhängig von Kontext / Inhalt / Funktion, auch beim Schreiben im Internet konzeptionell schriftlich kommunizieren und dabei auf grammatikalische und orthographische Sprachrichtigkeit in einer privaten E-Mail oder bei Postings in sozialen Netzwerken achten. Es wurden im Fragebogen sechs Statements zu ihrer persönlichen Schreibung im Internet vorgegeben, die auf einer 5er-Skala von Likert dargestellt wurden. Ein „weiß ich nicht“ oder ähnliche Aussagen wurden nicht zur Auswahl gestellt. Die Skala bewegte sich von „trifft voll und ganz zu“ als stärkste bzw. positivste Kategorie bis „trifft gar nicht zu“ als schwächste bzw. negativste Kategorie. Bei den Statements wurde nach der Einschätzung zur Schreibung zunächst eher allgemein gefragt, ob darauf geachtet wird, dass diese „korrekt“ ist. Da jeder Silver Surfer noch die alte Rechtschreibung in der Schule lernte, ergab sich die Frage, ob sie denn unter der richtigen Schreibung die neue Rechtschreibung miteinschließen. Auch dies galt es näher zu erforschen, ob eine eventuelle Verweigerung der neuen Schreibung vorliegt. Es war zudem relevant zu erfahren, wie bedeutend eine vermeintlich „korrekte“ Schreibweise für sie ist und ob sie bei Unsicherheiten für die Richtigkeit bereit sind zu googeln bzw. nachzufragen.

Die Bedeutsamkeit der Einhaltung der normierten Orthographie wird in folgender Grafik deutlich (Diagramm Nr. 14):

¹¹ Diese Feststellung beruht auf den Beobachtungen der Verfasserin.

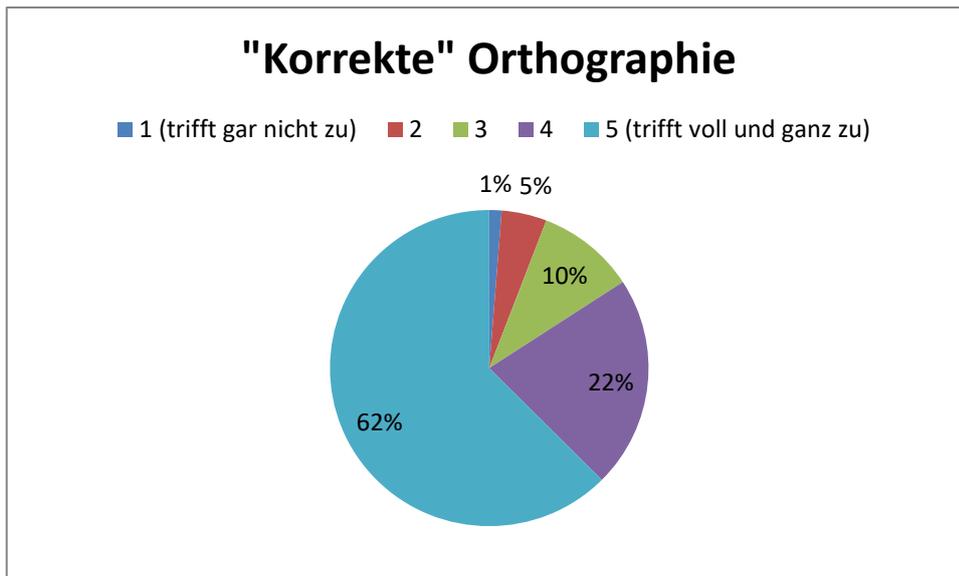


Diagramm Nr. 14 Bedeutsamkeit einer „korrekten“ Orthographie

Diagramm Nr. 14 zeigt, dass für 62 % der Proband/innen Orthographie essenziell ist. Nur 1 % gibt an, dass eine vermeintlich „korrekte“ Schreibweise im Internet redundant ist.

Das Bedürfnis nach einer „korrekten“ Orthographie auch im Online-Sprachgebrauch reicht teilweise soweit, dass 46 % der Befragten angeblich in entsprechenden Zweifelsfällen googeln oder die „richtige“ Schreibweise erfragen. Nur 12 % der Teilnehmer/innen ist die Rechtschreibung nicht so wichtig, dass sie dafür recherchieren würden. Folgende Grafik zeigt die Verteilung detaillierter (Diagramm Nr. 15):

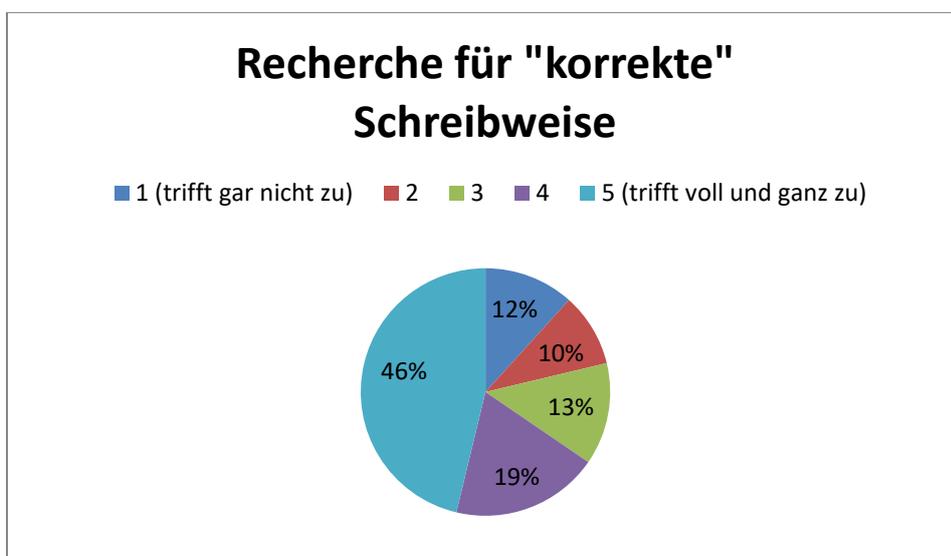


Diagramm Nr. 15 Recherche für „korrekte“ Schreibweise

Da jeder der heutigen Silver Surfer mit der „alten“ und der „neuen“¹² Rechtschreibung konfrontiert wurde, erschien die Frage nach einer Einhaltung gemäß der neuen Rechtschreibung sinnvoll. Das Ergebnis zeigt Diagramm Nr. 16:

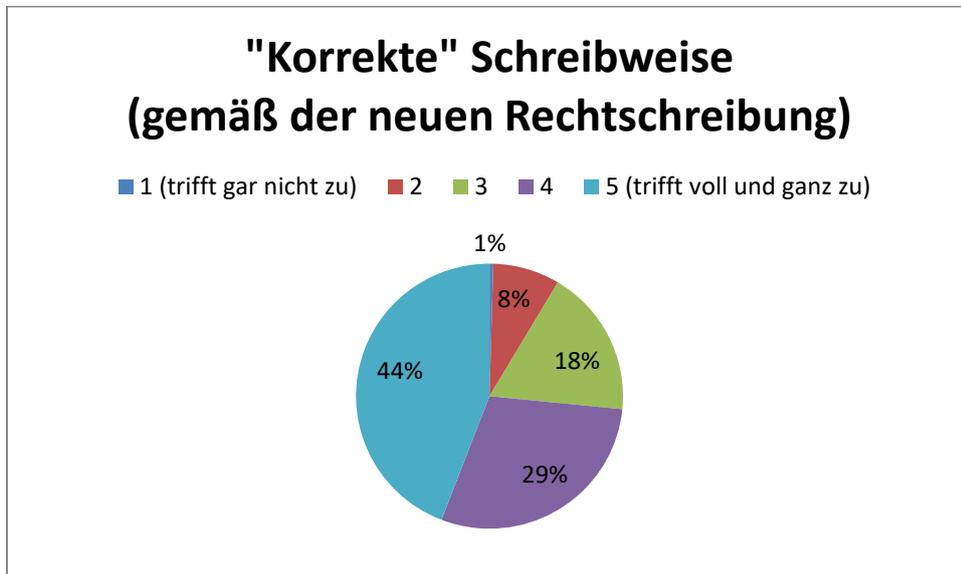


Diagramm Nr. 16 Neue Rechtschreibung

Bei diesem Statement dominiert ebenfalls der Wille, auch in privaten E-Mails oder sozialen Netzwerken orthographisch „korrekt“, und zwar nach der neuen Rechtschreibung, zu schreiben, dennoch ist ein kleines Sinken der Prozentsätze im Gegensatz zu dem vorangegangenen Diagramm Nr. 16 festzustellen. Im Zusammenhang mit dieser Frage wurden die Proband/innen außerdem gefragt, ob sie lieber schreiben wie in der Schule *„Die neue Rechtschreibung interessiert mich dabei nicht wirklich. Ich schreibe, wie ich es in der Schule gelernt habe.“*, demnach gemäß der alten Orthographie.

¹² Die Adjektive „alt“ und „neu“ werden im Zusammenhang mit der normierten Orthographie fortlaufend nicht mehr unter Anführungszeichen hervorgehoben.

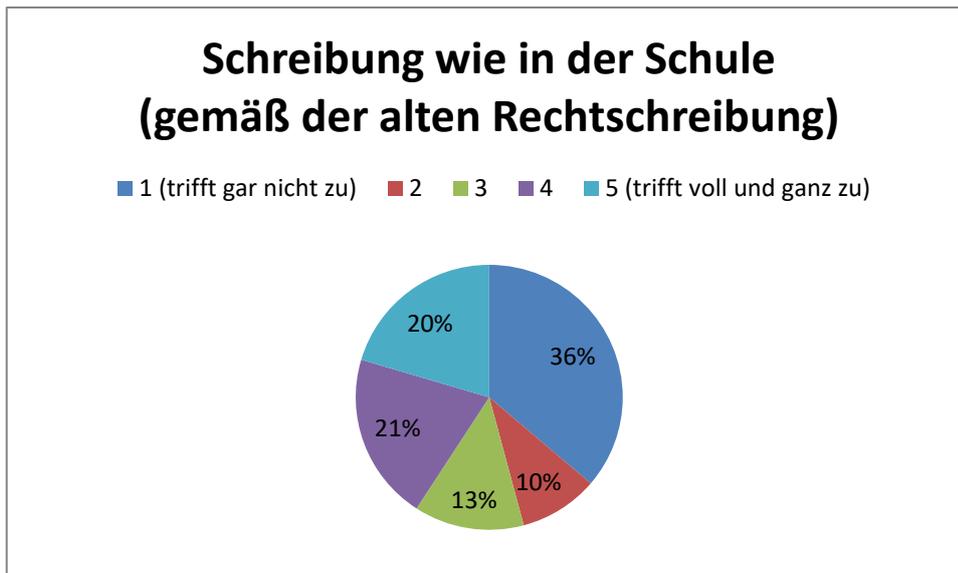


Diagramm Nr. 17 Schreibung wie in der Schule (alte Orthographie)

Obwohl die meisten Proband/innen angeben, vermehrt die neue Rechtschreibung zu nutzen, fällt die Antwort auf das Statement, dass sie lieber wie in der Schule schreiben, relativ geteilt aus. 36 % stimmen dieser Aussage nicht zu, allerdings empfinden es 20 % als zutreffend, dass sie lieber wie in der Schule, gemäß den alten orthographischen Regeln, schreiben (Diagramm Nr. 17). Die Spannweite in Bezug auf diese Einstellung ist somit nicht allzu groß.

Wie bereits im Theorieteil näher erläutert, ist ein typisches Merkmal der Netzsprache der Verzicht auf die Groß- und Kleinschreibung, daher wurde diese Eigenheit genauer hinterfragt.

Diagramm Nr. 18 zeigt ein weiteres Mal deutlich ersichtlich, dass die Silver Surfer für eine „korrekte“ Schreibweise auch bei einer „geschriebenen Mündlichkeit“ plädieren. Fast die Hälfte der Befragten ist sich einig, dass auch die Regeln der Groß- und Kleinschreibung eingehalten werden sollten.

Einhaltung der Groß- und Kleinschreibung

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

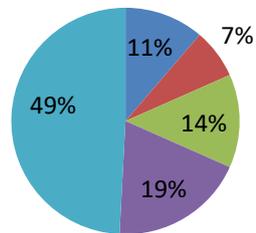


Diagramm Nr. 18 Einhaltung der Groß- und Kleinschreibung

Nicht nur in der Orthographie treten häufig Fehler auf, auch im Zuge der Grammatik sind sie zu finden. Zu den häufigsten zählen das Verwechseln von Dativ und Akkusativ oder das Vertauschen von Konjunktion und Akkusativ Singular von „der“ – denn und den.¹³

Einhaltung der Grammatik (z. B. Dativ, Akkusativ)

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

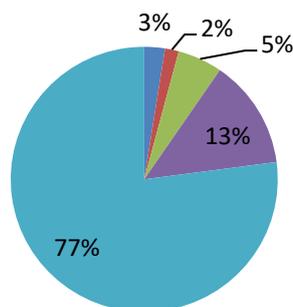


Diagramm Nr. 19 Einhaltung der Grammatik

Bei dem Statement „Auch die Grammatik versuche ich zu beachten.“ Sind die Silver Surfer der Auffassung, dass eine „korrekte“ Schreibweise, ebenso im Internet, angebracht ist. 77 %, weit mehr Personen als hinsichtlich der Orthographie, achten demzufolge auf die grammatikalische Richtigkeit in ihren privaten Schriften (Diagramm Nr. 19).

¹³ Diese Feststellung beruht auf den Beobachtungen der Verfasserin.

8.9.2 Iteration von Graphemen

Der Fragebogen befasst/e sich u. a. genauer mit der Iteration von Graphemen. Die Proband/innen bekamen eine kleine Erklärung und ein Beispiel dieses Merkmals, daraufhin mussten sie wieder in der 5er-Spanne „trifft voll und ganz zu“ (5) und „trifft gar nicht zu“ (1) fünf Statements beurteilen. Drei davon beschäftigten sich mit der Verwendung der Iteration, zwei mit ihrer Einstellung zu diesem Kennzeichen der Netzsprache. Zunächst wurde erfragt, ob die Teilnehmer/innen solche Schreibweisen im Internet häufig wahrnehmen und auch selbst verwenden. Die Antworten sind relativ ausgewogen. Das stärkste Ergebnis liefert Antwortmöglichkeit drei, was allerdings darauf hindeuten könnte, dass Unsicherheit vorlag und einfach die Mitte gewählt wurde, was ein häufiges Antwortverhalten in der Einstellungsforschung darstellt. Auf die Aussage „Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Schreibweisen ständig und verwende sie selbst auch häufig.“ ist bei den Proband/innen ein Trend festzustellen (Diagramm Nr. 20).

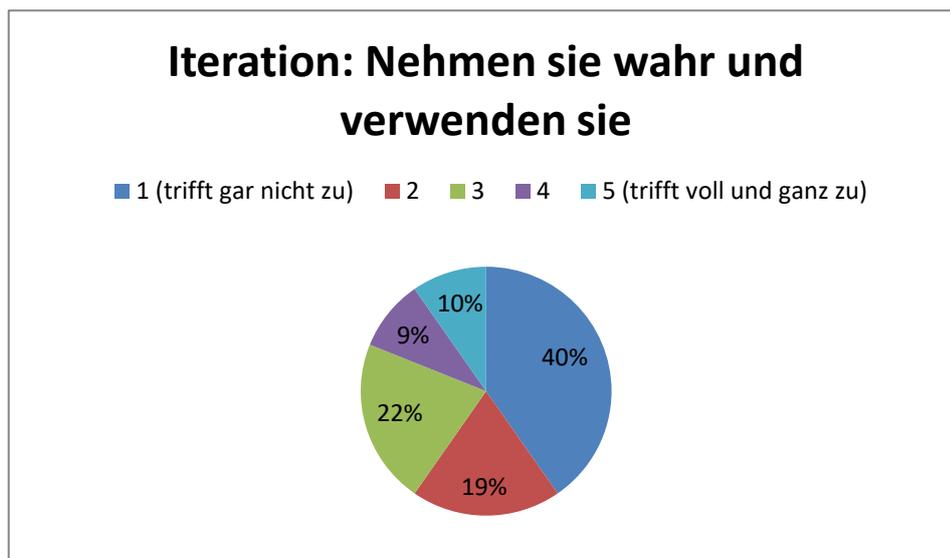


Diagramm Nr. 20 Iteration: Nehmen sie wahr und verwenden sie

Bei dem oben genannten Statement sind sich 40 % der Teilnehmer/innen einig, dass sie Iterationen zwar zur Kenntnis nehmen, sie allerdings nicht verwenden. Auch Antwortmöglichkeit zwei und drei sind mit jeweils 19 % und 22 % stark besetzt, daher ist bis hierhin davon auszugehen, dass das Einsetzen von Iterationen von Graphemen bei den Silver Surfern nicht sonderlich beliebt ist. Deutlich wird diese Verwendungsweise am dritten Statement zur Verwendung „Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Schreibweisen zwar nicht, verwende sie

aber.“ Auch bei dieser Aussage wurde in einer 5er-Spanne entschieden, inwieweit es zutrifft, dass sie Iterationen nicht wahrnehmen, aber verwenden (Diagramm Nr. 21).

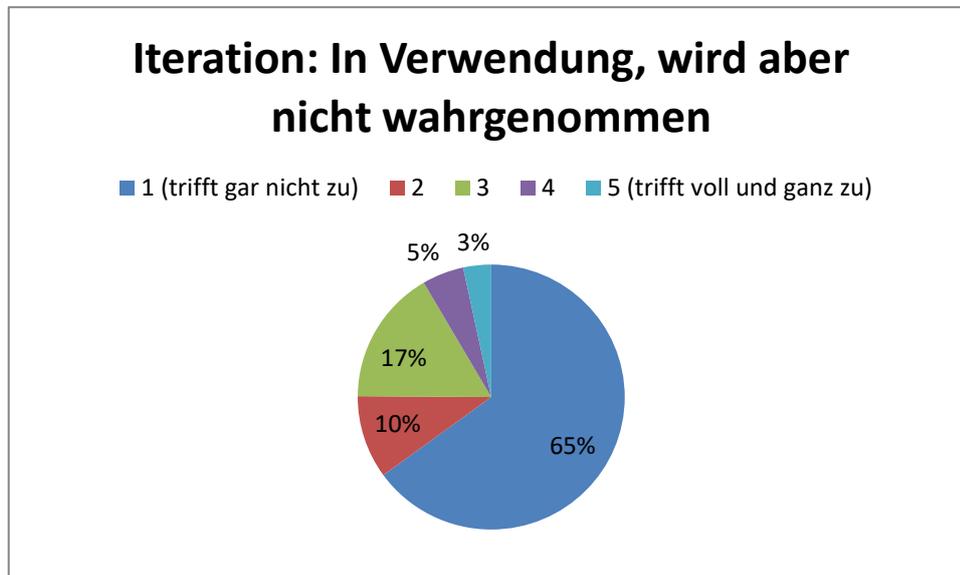


Diagramm Nr. 21 Iteration: In Verwendung, wird aber nicht wahrgenommen

Es ist eindeutig feststellbar, dass der Trend der Iteration von Graphemen (noch) nicht bis zu den Silver Surfern durchdringen konnte. Sie entsprechen diesbezüglich dem Gegenteil des jugendlichen Sprachgebrauchs im Internet. Die digitale Kluft/Spaltung der Generationen ist hier deutlich zu erkennen. Einen weiteren Trend dieser forschungsleitenden Annahme liefern das vierte und fünfte Statement, in dem die Proband/innen angeben mussten, ob sie ihre Texte lieber nach der „gewöhnlichen“ Schreibweise verfassen oder doch gerne dem Beispiel der Jugend folgen und Iterationen verwenden. Die folgenden beiden Diagramme Nr. 22 und Nr. 23 machen die Kluft der Generationen noch einmal deutlich und bestätigen die Ausgangsannahmen dieser Diplomarbeit, dass die Silver Surfer überwiegend im Internet, unabhängig von Kontext / Inhalt / Funktion, auch konzeptionell schriftlich kommunizieren und dabei auf grammatikalische und orthographische Sprachrichtigkeit achten.

Lieber "gewöhnliche" Schreibung (keine Iteration)

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

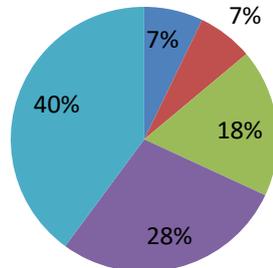


Diagramm Nr. 22 Die „gewöhnliche“ Schreibweise ist die bessere (keine Iteration)

Ich folge dem Trend (Iteration)

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

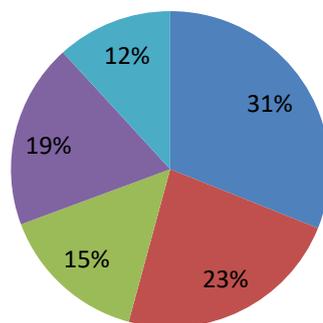


Diagramm Nr. 23 Proband/innen folgen dem Trend der Iteration

8.9.3 Leetspeak

Neben der Iteration von Graphemen wurden die Proband/innen auch zur sogenannten „Leetspeak“ befragt. Ähnlich wie bei der Iteration enthält / enthielt der Fragebogen eine kleine Einführung zu diesem Merkmal gemeinsam mit einem Beispiel und es mussten dieselben Statements, nur auf die Leetspeak bezogen, bewertet werden.

Auch hier tendieren die Befragten zu einer Ablehnung hinsichtlich der Verwendung. 36 % kennen Leetspeak angeblich zwar, verwenden sie gemäß ihrer Aussage allerdings nicht (Diagramm Nr. 24).

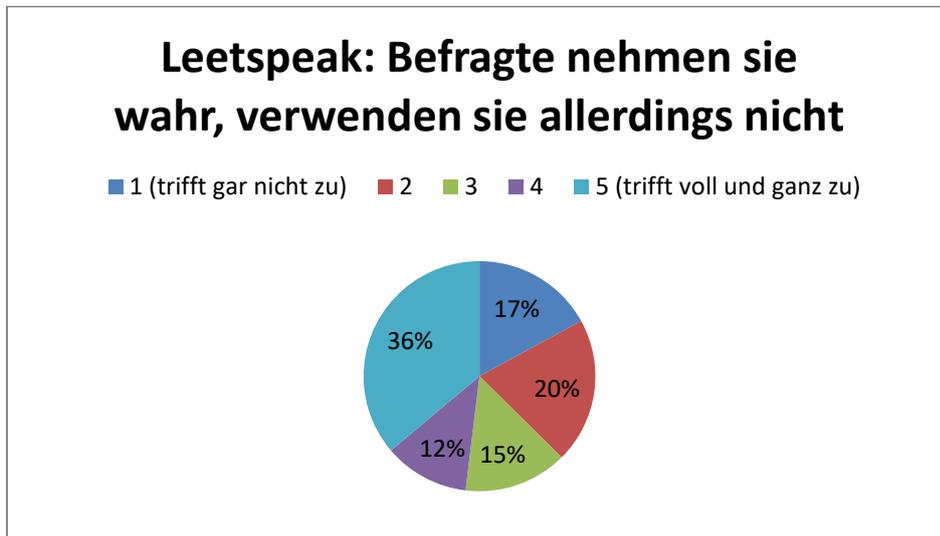


Diagramm Nr. 24 Leetspeak: Befragte nehmen sie wahr, verwenden sie allerdings nicht

Diese Abneigung wird mit dem zweiten Statement „Wenn ich im Internet surfe, sehe ich diese „Zeichensprache“ ständig und verwende sie selbst auch häufig.“ einmal mehr deutlich (Diagramm Nr. 25).

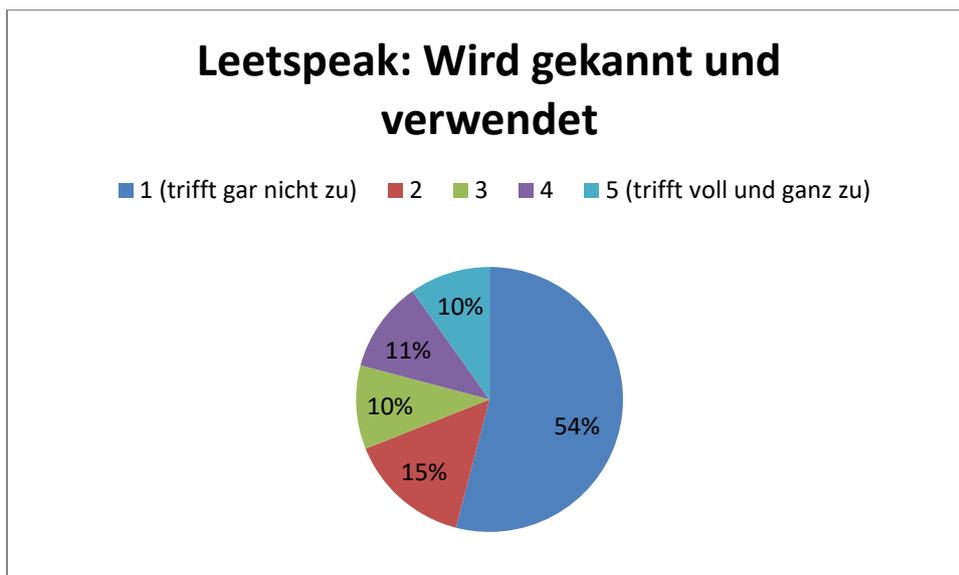


Diagramm Nr. 25 Leetspeak: Wird gekannt und verwendet

Auf 54 % der Befragten trifft es keineswegs zu, dass sie Leetspeak bemerken und verwenden. Die Bewertung, ob sie Leetspeak nicht wahrnehmen, aber gebrauchen, macht die Ausgangsanahme noch zutreffender, wie aus folgender Grafik hervorgeht (Diagramm Nr. 26):

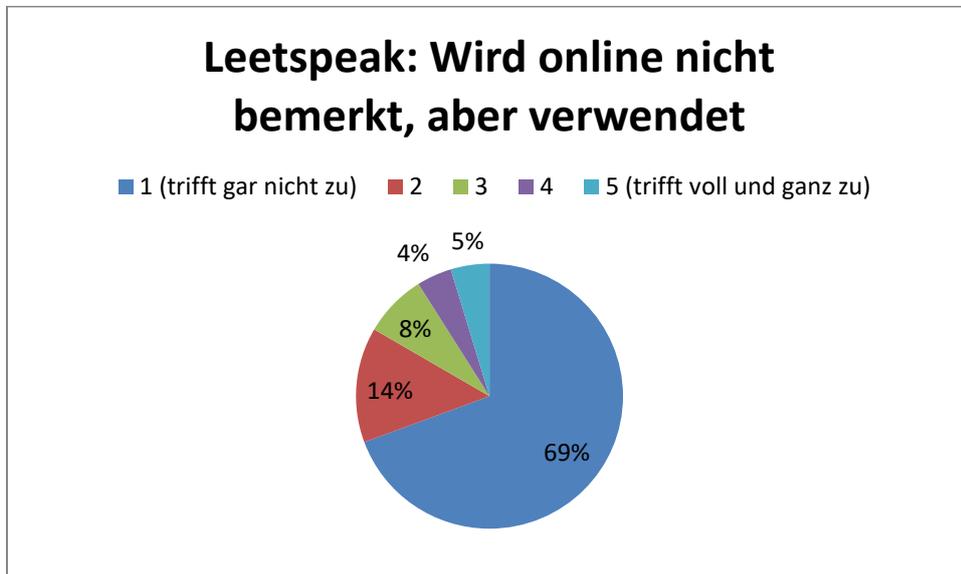


Diagramm Nr. 26 Leetspeak wird online nicht bemerkt, aber verwendet

69 % der Teilnehmer/innen lehnen dieses Statement ab, nur 5 % stimmen „voll und ganz“ zu. Somit ist auch bei der Leetspeak eine deutliche Kluft zwischen den Generationen festzustellen.

Bei der Einstellung ist ebenfalls, wie schon bei der Verwendung, eine klare Dominanz gegen Leetspeak zu erkennen. 51 % der Proband/innen halten sich lieber an die gewöhnliche Schreibung, nur 6 % folgen gerne diesem Trend und verwenden häufig Leetspeak. Näheres wird in den folgenden Diagrammen Nr. 27 und Nr. 28 eindeutig ersichtlich:

Lieber "korrekte" Schreibung (kein Leetspeak)

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

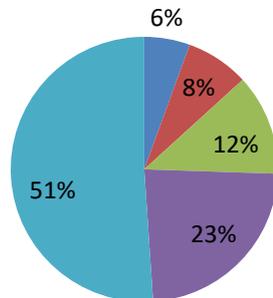


Diagramm Nr. 27 Proband/innen halten sich an die „korrekte“ Schreibung (kein Leetspeak)

Ich folge dem Trend (Leetspeak)

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

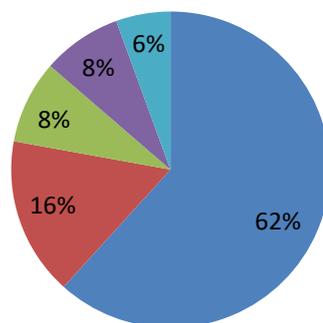


Diagramm Nr. 28 Proband/innen folgen dem Trend der Leetspeak

Es lässt sich somit festhalten, dass in Bezug auf Leetspeak wie schon bei der Iteration, eine entschiedene Ablehnung vonseiten der Silver Surfer und die Neigung, auch im Internet „korrekt“ schreiben zu wollen erkennbar ist.

8.9.4 Akronyme

Ein weiteres Merkmal der Netzsprache sind die Akronyme, daher wurde nach diesen ebenfalls gefragt, nach demselben Muster wie schon bei der Leetspeak und der Iteration. Auch hier wird

bei der Frage nach der Verwendung deutlich, dass Silver Surfer dieses Merkmal kennen, aber eher ablehnen, das wird besonders in folgender Grafik ersichtlich (Diagramm Nr. 29):

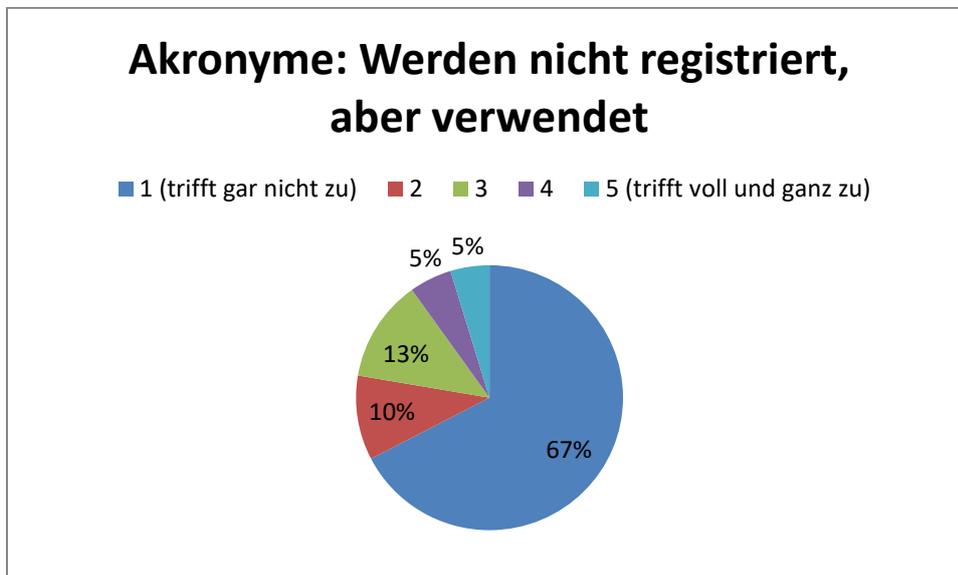


Diagramm Nr. 29 Proband/innen registrieren Akronyme nicht, verwenden sie allerdings

Die Silver Surfer bestätigen mit 67 %, dass sie Akronyme wie in den vorgegebenen Beispielen zwar kennen, aber nicht verwenden. Bei den Fragen nach der Einstellung, ob Akronyme „fürchterlich anzusehen“ sind (Diagramm Nr. 30) und ob sie sinnvoll sind aufgrund ihrer Kürze (Diagramm Nr. 31), liegen die Zahlen relativ ausgewogen auf den Plätzen eins („trifft gar nicht zu“) bis fünf („trifft voll und ganz zu“) verteilt.

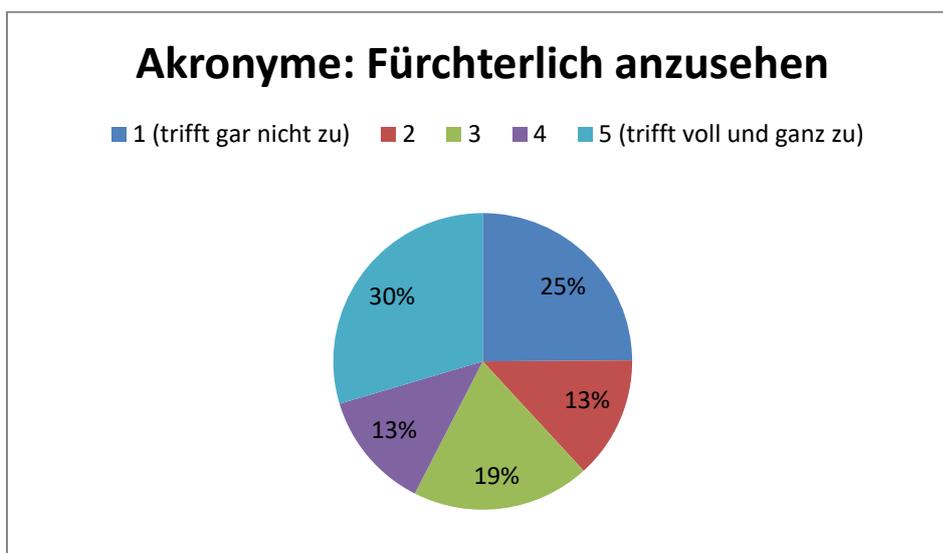


Diagramm Nr. 30 Akronyme sind fürchterlich anzusehen

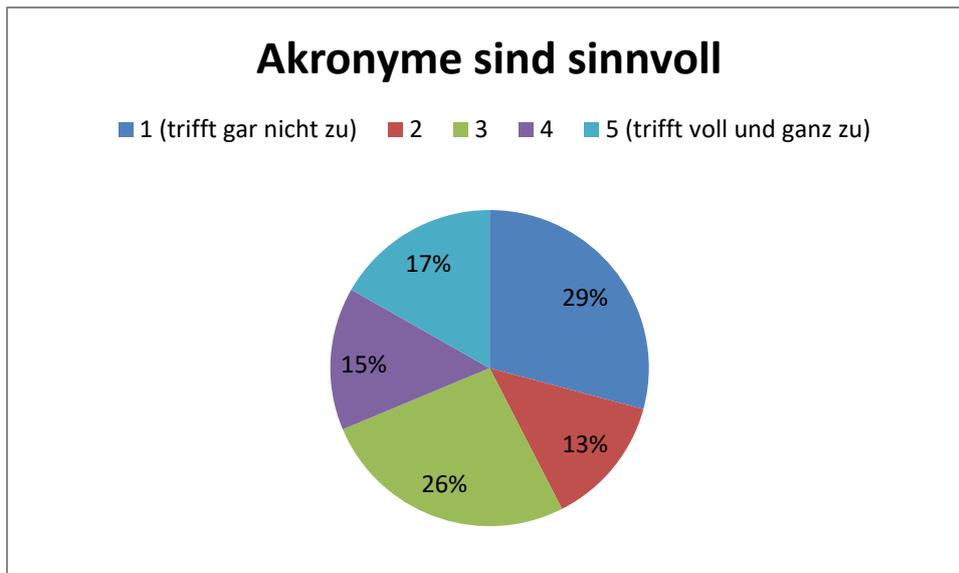


Diagramm Nr. 31 Akronyme sind sinnvoll

Es liegt demnach auch bei den Akronymen eine Ablehnung in der Verwendung vor, doch über den Sinn und den optischen Eindruck und hiermit auch über die Einstellung zu diesem Merkmal herrscht Uneinigkeit unter den befragten Silver Surfern.

8.9.5 Abkürzungen

Wie schon bei der Iteration, der Leetspeak und den Akronymen ist das Ergebnis bei der Frage nach der Verwendung von typischen Abkürzungen der Netzsprache eindeutig.

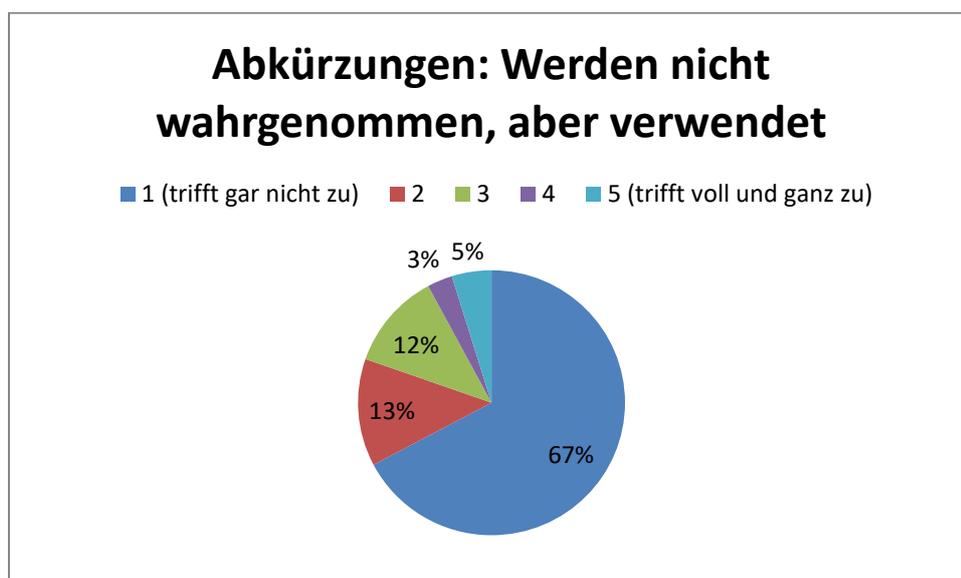


Diagramm Nr. 32 Proband/innen nehmen Abkürzungen nicht wahr, verwenden sie allerdings

Das obige Diagramm Nr. 32 zeigt eine entschiedene Abneigung, auch in Bezug auf Abkürzungen. 67 % der Proband/innen nehmen beim Surfen im Internet typische Abkürzungen der Netzsprache nicht wahr und verwenden sie auch nicht. Auch bei den nachfolgenden Statements wird deutlich, dass sie diese Abkürzungen zwar kennen, aber nicht verwenden.

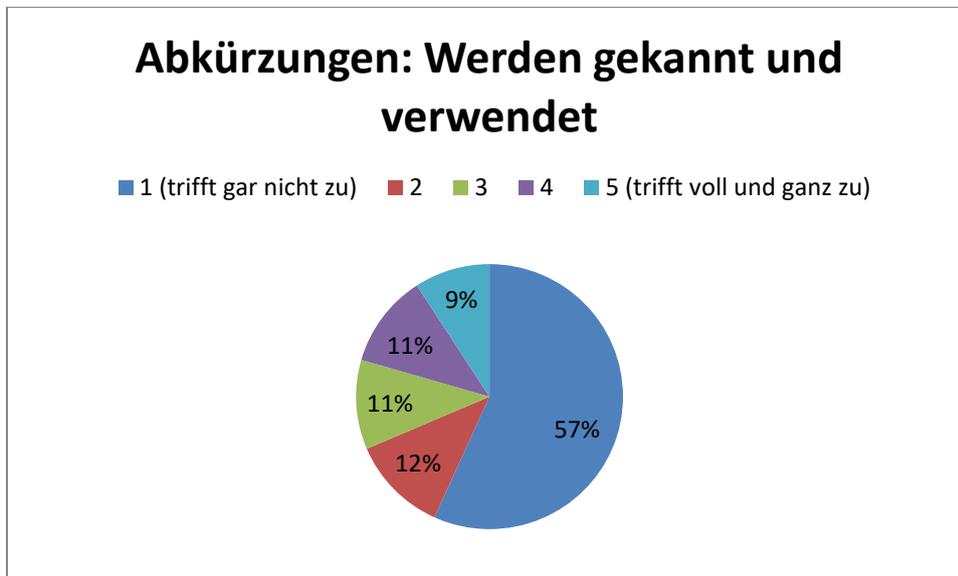


Diagramm Nr. 33 Abkürzungen werden gekannt und verwendet

Aus der Darstellung (Diagramm Nr. 33) ist deutlich zu entnehmen, dass 57 % der Proband/innen Abkürzungen der Netzsprache kennen, sie allerdings nicht verwenden.

Bezüglich der Einstellung wurden sie, wie schon bei den Akronymen, gefragt, ob diese Form der Abkürzungen „fürchterlich anzusehen“ sind (Diagramm Nr. 34). Dies bejahen 30 % der Befragten. 41 % sind auch dafür, dass die Abkürzungen ausgeschrieben werden sollten, da es angeblich keinem großen Arbeitsaufwand entspricht (Diagramm Nr. 35). Nachfolgend zwei grafische Darstellungen der Ergebnisse dieser Aussage:

Abkürzungen: Fürchterlich anzusehen

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

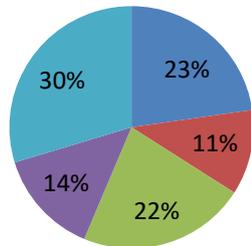


Diagramm Nr. 34 Abkürzungen sind fürchterlich anzusehen

Abkürzungen sollten ausgeschrieben werden

■ 1 (trifft gar nicht zu) ■ 2 ■ 3 ■ 4 ■ 5 (trifft voll und ganz zu)

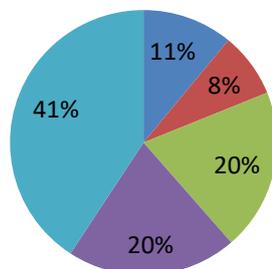


Diagramm Nr. 35 Abkürzungen sollten ausgeschrieben werden

Die letzte Frage zu den Einstellungen befasste sich wieder mit der Sinnhaftigkeit entsprechender Abkürzungen („Abkürzungen sind beim schnellen Schreiben nützlich, da sie Zeit sparen.“).

Die Ergebnisse zeigt nachfolgendes Diagramm Nr. 36:

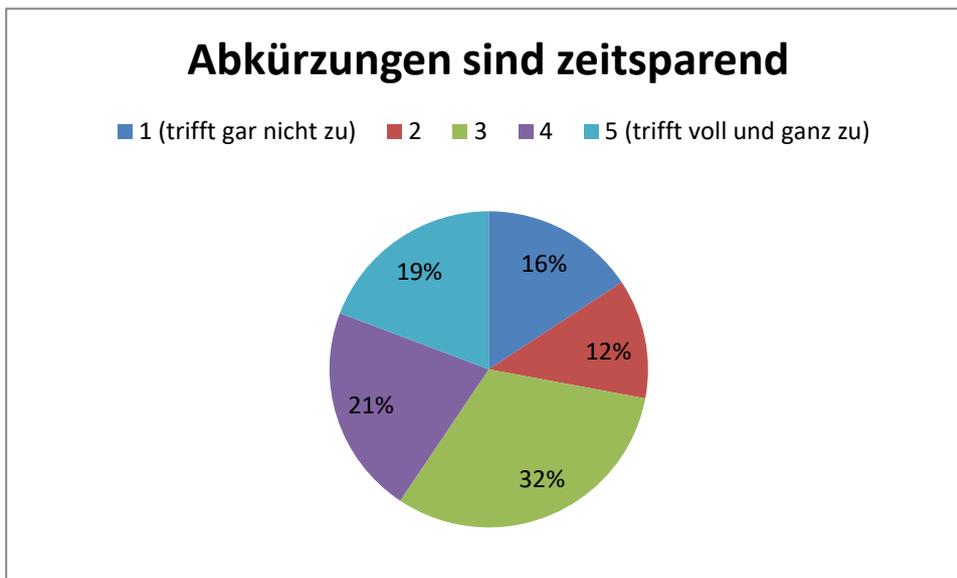


Diagramm Nr. 36 Abkürzungen sind zeitsparend

Bei diesem Statement ist das Ergebnis relativ ausgewogen, wobei eine kleine Tendenz auf Antwortmöglichkeit drei liegt, doch wäre es auch bei dieser Frage möglich, dass Unwissenheit oder Uneinigkeit mit sich selbst die Teilnehmer/innen bewegte, einfach die Mitte zu wählen.

8.9.6 Emoticons

Neben den sprachlichen Merkmalen wurde auch nach der Verwendung diverser Emoticons gefragt: „Wie häufig verwenden Sie folgende Smileys (wenn es im Zusammenhang Ihrer Nachricht passend ist)?“ In dieser Formulierung wurde statt dem Begriff Emoticon „Smiley“ gewählt, da dieser etablierter bzw. bekannter ist.¹⁴ Zur Auswahl standen die Emoticons „leicht lachen“, „grinsen“, „Freudentränen“, „Zunge raus“, „zwickern“, „nachdenklich“, „weinen“, „schmollen“, ein Herz und ein Kussmund. Die Häufigkeit konnte unterschieden werden zwischen „immer“, „häufig“, „gelegentlich“, „selten“ und „nie“. Die beiden Extreme werden an dieser Stelle grafisch (Diagramm Nr. 37 und Nr. 38) dargestellt.

¹⁴ Diese Annahme beruht auf den Beobachtungen der Verfasserin.

Welche Emoticons sind immer in Verwendung?

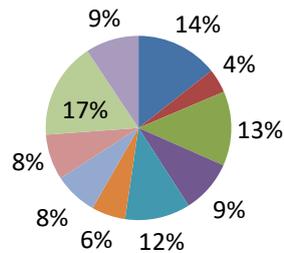


Diagramm Nr. 37 Emoticons, die immer in Verwendung sind

Welche Emoticons sind nie in Verwendung?

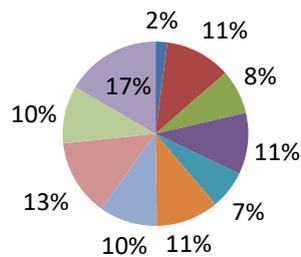


Diagramm Nr. 38 Emoticons, die nie in Verwendung sind

Es ist deutlich erkennbar, dass weder „immer“ noch „nie“ eine Dominanz aufweisen kann. Die Zahlen sind bei beiden Diagrammen (Nr. 37 und Nr. 38) gleichmäßig verteilt. Betrachtet man die Emoticons einzeln, fällt auf, dass zwei davon besonders herausstechen: das „leichte Lachen“ (Diagramm Nr. 39) und der „Kussmund“ (Diagramm Nr. 40).

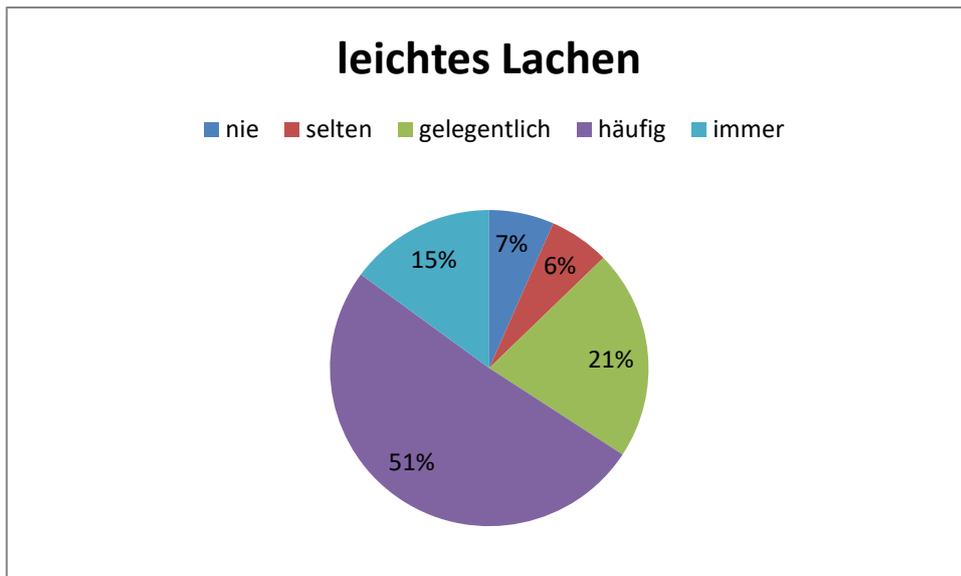


Diagramm Nr. 39 leichtes Lachen

Beim „leichten Lachen“ (Diagramm Nr. 39) geben 51 % der Befragten an, dass sie dieses Emoticon „häufig“ verwenden. Das macht es zum vermeintlich beliebtesten bzw. am öftesten genutzten der vorgeschlagenen Emoticons.

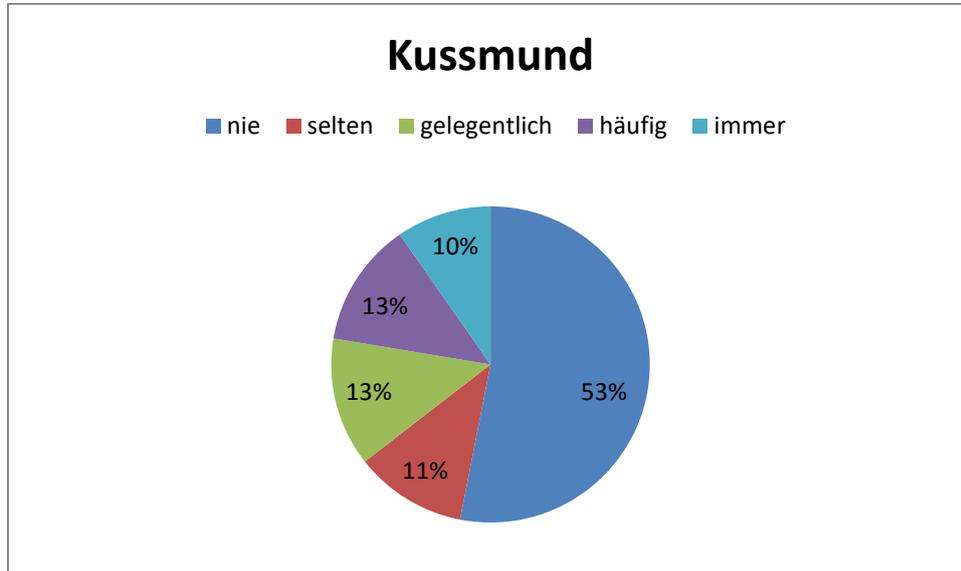


Diagramm Nr. 40 Kussmund

Der Kussmund ist mit 53 % das anscheinend am seltensten genutzte Emoticon (Diagramm Nr. 40).

9 Conclusio

9.1 Fazit im Hinblick auf die forschungsleitenden Annahmen

Der Stichprobenumfang der vorliegenden Studie lag bei 251 (Anzahl der Teilnehmer/innen, die begonnen haben den Fragebogen auszufüllen) bzw. 214 Proband/innen (Anzahl der tatsächlich abgeschlossenen Fragebögen) – eine Stichprobengröße, die in Relation zu allen Silver Surfern Österreichs selbstverständlich recht gering ist. Dennoch konnte diese Untersuchung eindeutige Ergebnisse liefern. Das Ziel, die forschungsleitenden Annahmen in der Auswertung deutlich verifizieren bzw. falsifizieren zu können, konnte erreicht werden.

Für den Fragebogen wurden häufig in der Literatur bzw. im medialen Diskurs genannte Merkmale der Netzsprache gewählt, darunter fallen: die Iteration, Leetspeak, Akronyme, Abkürzungen und Emoticons. Den Teilnehmer/innen wurden Statements gezeigt, die sie in einer 5er-Spanne, von „trifft gar nicht zu“ (1) bis „trifft voll und ganz zu“ (5), auswählen sollten.

Nur 12 % der Proband/innen geben an, dass sie den Trend der Iteration von Graphemen (*Wenn ich in sozialen Netzwerken poste oder private E-Mails schreibe, folge ich gerne diesem Trend, da man dabei das Gefühl hat, Emotionen schriftlich ausdrücken zu können.*) gerne in ihren Online-Sprachgebrauch integrieren, 31 % sprechen sich eindeutig gegen sie aus und verwenden sie demnach im Internet vermeintlich nicht.

Bei dem Merkmal der Leetspeak ist das Ergebnis noch eindeutiger als bereits bei der Iteration von Graphemen. Lediglich 6 % der Befragten geben an, Leetspeak gerne zu verwenden. 51 % der Proband/innen, und damit mehr als die Hälfte der Stichprobe, möchte diesem Trend nicht folgen.

„Diese Form von Akronymen hat nichts mehr mit Schreiben zu tun und ist fürchterlich anzusehen.“ lautete eines der vorgegebenen Statements zu den Akronymen. Hier geben 30 % der Teilnehmer/innen „trifft voll und ganz zu“ (5) an, auf die andere Extreme „trifft gar nicht zu“ (1) legen sich dennoch 25 % fest. Während Leetspeak und die Iteration eine eindeutige Ablehnung zeigen, wird bei den Akronymen die vorausgegangene Annahme der Ambivalenz deutlich.

Der Gebrauch von Abkürzungen erlebt eine ähnliche Zwiespältigkeit unter den Befragten wie schon die Akronyme. 30 % der Proband/innen finden es fürchterlich, typische Abkürzungen des Online-Sprachgebrauchs, wie *vl* für *vielleicht*, zu sehen. 23 % empfinden dies gegenteilig und wählen die Antwortmöglichkeit „trifft gar nicht zu“ (1). Bei dem Statement *„Das Wort auszuschreiben ist keine große Mühe und es sollte daher ausgeschrieben werden.“* ist das Ergebnis wieder eindeutig. 41 % der Befragten sind der Auffassung, dass Abkürzungen dieser Art (z. B. *vl*) ausgeschrieben werden sollten. Nur 11 % der Teilnehmer/innen antworten mit „trifft gar nicht zu“ (1). Kein eindeutiges Ergebnis konnte bei dem Statement bezüglich der Zeitersparnis gewonnen werden *„Abkürzungen sind beim schnellen Schreiben nützlich, da sie Zeit sparen.“* 32 %, und damit der größte Anteil der Proband/innen, entschied sich für die Mitte, Antwortmöglichkeit (3), was auf die Wahl des „goldenen Mittelwegs“ (soziale Erwünschtheit) hindeutet, die häufig in Studien dieser Art auftreten.

Emoticons sind bekannt, doch ist keine Dominanz in der Abneigung oder Zuneigung zu erkennen. Erst beim genaueren Analysieren der Daten konnte festgestellt werden, dass unter den vorgeschlagenen Emoticons das „leichte Lachen“ mit 51 % das vermeintlich beliebteste bzw. am scheinbar öftesten eingesetzte Emoticon und der „Kussmund“ mit 53 % das unbeliebteste bzw. am vermeintlich seltensten eingesetzte unter den Silver Surfern ist.

Bei jedem einzelnen der vorgestellten Merkmale zeigen die Silver Surfer eine Ablehnung und den Wunsch nach einer „korrekten“ Schreibweise. Sogar Abkürzungen, die das Schreiben oft vereinfachen bzw. beschleunigen könnten, werden abgelehnt. Die Stichprobe ist mit den ausgewählten Merkmalen zwar vertraut, mit den Begrifflichkeiten wie Akronym oder Iteration nicht, diese Annahme beruht auf der Tatsache, dass keine/r der Proband/innen bei der offenen, aber freiwilligen Frage *„Fällt Ihnen spontan etwas ein, das typisch für diese „Netzsprache“ ist?“* diese Termini angab.

Neben den Merkmalen der Netzsprache wurde auch von der Annahme ausgegangen, dass Silver Surfer bevorzugt gemäß der alten Rechtschreibung schreiben, doch diese Annahme konnte deutlich falsifiziert werden. Nur 20 % der Proband/innen stimmten dem Statement *„Die neue Rechtschreibung interessiert mich dabei nicht wirklich. Ich schreibe, wie ich es in der*

Schule gelernt habe.“ „voll und ganz zu“ (5), 36 % geben an, dass diese Aussage „gar nicht zutrifft“ (1).

Die alte Rechtschreibung nimmt für die Silver Surfer demnach keinen großen Stellenwert beim Online-Sprachgebrauch ein. Es kann davon ausgegangen werden, dass für die Proband/innen die alte Rechtschreibung mittlerweile einer „fehlerhaften“ Orthographie entspricht. Dieses Ergebnis bestätigt abermals, wie wichtig eine „korrekte“ Schreibweise für sie ist. Die Annahmen, dass den Silver Surfern die „korrekte“ Orthographie und Grammatik mehr am Herzen liegt, als dies – im Licht des Sprachgebrauchs im Internet – bei den Jugendlichen der Fall sein dürfte, wurde damit eindeutig bestätigt. Dies wiederum zeigt, dass eine Kluft zwischen den Generationen vorliegt. Der Großteil der befragten Silver Surfer verwendet angeblich die Netzsprache nicht, vielmehr lehnt sie diese fast gänzlich ab. Die Ergebnisse dieser Studie machen deutlich, dass sich eine Vielzahl der Proband/innen lieber konzeptionell schriftlich ausdrückt und damit auf grammatische und orthographische Richtigkeit achtet.

Nach der Mediennutzungstypologie aus dem Jahr 2015 (Kapitel 3.3 Mediennutzungstypologie) entsprechen die Proband/innen großteils den Engagierten, aber auch den Hochkulturorientierten. Deren hauptsächliche Internetnutzung liegt in der Informationsbeschaffung und der E-Mail-Verwendung.

Im Zuge dieser Untersuchung konnte festgestellt werden, dass sich die befragten Silver Surfer im Online-Sprachgebrauch lieber konzeptionell schriftlich ausdrücken und damit die Netzsprache mehrheitlich ablehnen.

9.2 Ausblick

Als Silver Surfer wird man ab einem Lebensalter von ca. 50 Jahren bezeichnet. Personen ab diesem Alter stellen sich derzeit, wie vorhin bereits näher erläutert, tendenziell offenbar gegen die Netzsprache und bevorzugen auch im Internet eine „korrekte“ Orthographie sowie Grammatik, ganz im Gegensatz zur Jugend, die sich gerne an Akronymen und Ähnlichem bedient. Man kann das Internet-Nutzer/innenverhalten der zukünftigen Silver Surfer in zweierlei

Hinsicht einschätzen: Möglichkeit Nummer eins wäre, davon auszugehen, dass die heutige Jugend auch ab 50 Jahren schreibt wie sie es jetzt tut, d. h. die Netzsprache ist weiterhin fest in ihrem Online-Sprachgebrauch eingebunden. Nummer zwei wäre eine eher psychologische sowie gesellschaftliche Annahme und jene, die vermutlich eher zutreffend ist¹⁵; ab einem gewissen Alter könnte die Einhaltung der orthographischen und grammatikalischen Regeln wieder wichtig sein, da ein „korrektes“ Schriftbild oft Prestige und Ansehen vermittelt. Von dem / von der Leser/in könnte durch die Nichtbeachtung einer „fehlerfreien“ Schreibweise geschlossen werden, dass der / die Sender/in über keinerlei Kenntnis der deutschen Schriftsprache verfügt, was die vermeintliche Geltung mindern könnte. Eine „korrekte“ Schreibweise könnte außerdem für den / die Empfänger/in auf einen höheren Bildungsgrad hindeuten bzw. ihn vortäuschen. Es kann angenommen werden, dass Silver Surfer schon langjährig berufstätig sind / waren und damit gezwungen sind / waren, orthographische sowie grammatikalische Regeln einzuhalten, aus diesem Grund könnte hier die Gewohnheit von entscheidendem Einfluss werden. Silver Surfer waren die meisten Jahre ihres beruflichen Werdegangs angewiesen, einen Computer zu verwenden, sodass sich dieser gesellschaftlich vorgeschriebene Online-Sprachgebrauch mit der Zeit auf den privaten Online-Sprachgebrauch überträgt und vorrangig angewendet wird.

¹⁵ Dies entspricht einer Annahme der Verfasserin.

10 Verzeichnisse

10.1 Literatur und Quellen

ABEL, JÜRGEN (2000): *Cybersl@ng. Die Sprache des Internet von A bis Z*. München: C. H. Beck (= Beck'sche Reihe 1294).

AGHEYISI, RACHEL / FISHMAN, JOSHUA (1970): *Language Attitude Studies. A Brief Survey of Methodological Approaches*. In: *Journal of Anthropological Linguistics*, Vol. 12, No. 5. S. 137-157.

ALLPORT, GORDON W. (1935): *Attitudues*. In: CARL MURCHISON (Hg.): *Handbook of social psychology*. Worcester, MA: Clark Univ. Pr.

BÄR, JOCHEN A. (2000): *Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung*. In: KARIN M. EICHHOFF-CYRUS / RUDOLF HOBERG (Hg.). *DUDEN. Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Duden.

BARTZ, THOMAS / BEIßWENGER, MICHAEL / STORRER, ANGELIKA (2013): *Optimierung des Stuttgart-Tübingen-Tagset für die linguistische Annotation von Korpora zur internetbasierten Kommunikation: Phänomene, Herausforderungen, Erweiterungsvorschläge*. In: *JLCL Heft 1/2013*.

BEAUVOIR, SIMONE DE (1970): *Das Alter*. Hamburg: Rowohlt.

BECK, KLAUS / SCHWEIGER, WOLFGANG (Hg.) (2010): *Handbuch Online-Kommunikation*. Wiesbaden: VS Verlag.

BERND, GREGOR (1983): *Genuszuordnung: das Genus englischer Lehnwörter im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.

BIERHOFF, HANS-WERNER / SCHREIBER, CHRISTA (1988): *Erwartungsbestätigung durch verfälschte Eindrucksbildung in der sozialen Interaktion*. In: BERND SCHÄFER / FRANZ PETERMANN (Hg.): *Vorurteile und Einstellungen*. Köln: Deutscher Instituts Verlag.

CARSTENSEN, BRODER (1965): Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945. Heidelberg: Winter.

CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur 6. Books on Demand GmbH.

CEBRIÁN, JUAN LUIS (1999): Im Netz – die hypnotisierte Gesellschaft. Der neue Bericht an den Club of Rome. Stuttgart: DVA.

CRYSTAL, DAVID (2001): Language an the Internet. Cambridge: Cambridge University 2001.

DITTMAR, NORBERT (1996): Soziolinguistik. Heidelberg: Gross Verlag.

DÜRSCHIED, CHRISTA (2004): Netzsprache – ein neuer Mythos. In: Michael BEIßWENGER, LUDGER HOFFMANN, ANGELIKA STORRER (Hg.): Internetbasierte Kommunikation. Oldenburg: Red. OBST. S. 141-156.

EGGERS, HANS (1977): Deutsche Sprachgeschichte IV. Das Neuhochdeutsche. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

ECKERT, MATTHIAS / FEUERSTEIN, SYLVIA (2015): Veränderungen und Grundcharakteristik der MedienNutzerTypen. In: Media Perspektiven 11.

EBER, PAUL (1983): Dialekt und Identität. Diglottale Sozialisation und Identitätsbildung. Frankfurt am Main: Lang.

FIEDLER, KLAUS / SEMIN, GÜN R. (1992): Language, Interaction and Social Cognition. London u. a.: Sage Publications.

FIEDLER, KLAUS (1996): Die Verarbeitung sozialer Informationen für Urteilsbildung und Entscheidungen. In: WOLFGANG STROEBE ET AL (Hg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin, Heidelberg: Springer.

FISHBEIN, MARTIN / AJZEN ICEK (1975): Belief, Attitude, Intention, and Behavior: an introduction to theory an research. Reading, MA: Addison-Wesley.

FLEISCHER, WOLFGANG (1971): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer.

GNIECH-GRABITZ, GISLA (1980): Experimental Bias am Beispiel der Einstellungsforschung. In: FRANZ PETERMANN (Hg.): Einstellungsmessung, Einstellungsforschung. Göttingen.

GÜTTLER, PETER O. (2003): Sozialpsychologie. Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderung. München, Wien: Oldenbourg.

HAASE, MARTIN et al (1997): Internetkommunikation und Sprachwandel. In: RÜDIGER WEINGARTEN (Hg.): Sprachwandel durch Computer. Opladen: Westdeutscher Verlag.

HARTUNG, JOHANNA (2006): Sozialpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.

HAUGEN, EINAR (1950): The Analysis of Linguistic Borrowing. In: Language 26. S. 210-231.

HERMANN, FRITZ (2002): Attitude, Einstellung, Haltung: Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung. In: DIETER CHERUBIM / KARLHEINZ JAKOB / ANGELIKA LINKE (Hg.): Neue deutsche Sprachgeschichte: mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin, New York: Gruyter.

HOFER, LORENZ (2004): Spracheinstellungen aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: HELEN CHRISTEN (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. Wien: Edition Praesens.

KELLER, RUDI (1994): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen, Basel: Francke.

KLEIN, WOLFGANG (1986): Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 16 / 62. S.11-28.

KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (1985): Sprache der Nähe - Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36. Berlin, New York: de Gruyter.

KOLDE, GOTTFRIED (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte, 37. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.

KREISEL, UWE / TABBERT, PAMELA (1996): Net Jargon. Reinbek bei Hamburg: rororo.

KÜBLER, HANS-DIETER (2009): Medien und Alter als Gegenstand der Medienforschung in Deutschland. In: BERND SCHORB / ANJA HARTUNG / WOLFGANG REIßMANN (Hg.): Medien und höheres Lebensalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.

LUH, ANDREAS (2003): Das „Goldene Zeitalter der Alten“? In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie. Vol.36 (4). S. 303-316.

LUHMANN, NIKLAS (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

MARR, MIRKO / ZILLIEN, NICOLE: Digitale Spaltung. In: WOLFGANG SCHWEIGER / KLAUS BECK (Hg.): Handbuch Online-Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010. S. 257-282.

MARX, KONSTANZE / WEIDACHER, GEORG (2014): Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Tübingen: Narr.

OPPENAUER, CLAUDIA (2009): Silver Surfer – Internet für 50 plus. In: BIRGIT U. STETINA / ILSE KRISPIN-EXNER (Hg.): Gesundheit und neue Medien. Psychologische Aspekte der Interaktion mit Informations- und Kommunikationstechnologien. Wien: Springer.

PFITZNER, JÜRGEN (1978): Der Anglizismus im Deutschen. Ein Beitrag zur Bestimmung seiner stilistischen Funktion in der heutigen Presse. Stuttgart: Metzler.

RUNKEHL et al. (1998): Sprache und Kommunikation im Internet. Opladen: Westdeutscher Verlag.

ROSENBERG, M.J. / HOVLAND, CARL I. (1960): Cognitive, affective, and behaviorial components of attitudes. In: ROSENBERG, M.J. / HOVLAND, CARL I (Hg.): Attitude Organisation and Change. New York: Yale University Press.

RUPPERT, ANNA KATHARINE / SCHWEIGER, WOLFGANG (2009): Internetnutzung im höheren Lebensalter: Lebensglück, Alterserleben und die unerkannte Problemgruppe ‚Männer‘. In: BERND SCHORB / ANJA HARTUNG / WOLFGANG REIßMANN (Hg.): Medien und höheres Lebensalter. Theorie - Forschung – Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH. S. 171-186.

SCHLOBINSKI, PETER (1996): Empirische Sprachwissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

SCHLOBINSKI, PETER (2000): Anglizismen im Internet. Hannover: Networx, Nr. 14.

SCHLOBINSKI, PETER (2001): Simsen. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation. Hannover: Univ., Deutsches Seminar.

SCHLOBINSKI, PETER (2006): Die Bedeutung digitalisierter Kommunikation für Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften. In: Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

SCHLOBINSKI, PETER (2009): Von HDL bis DUBIDO. (K)ein Wörterbuch zur SMS. Mannheim u.a.: Dudenverlag.

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

SIEVER, TORSTEN (2005): Editorial: Sprache und internetbasierte Kommunikation. In: TORSTEN SIEVER u.a. (Hg.): websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Berlin, New York: de Gruyter.

STALLMANN, ANIKA (2012): Silver Surfer im Internet. In: Information. Wissenschaft & Praxis. Vol. 63(4). Marlies Ockenfeld (Hg.). Düsseldorf, Berlin: de Gruyter.

WEINREICH, URIEL (1977): Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. München: Beck.

10.2 Internetquellen

www1: ETTEMA, JAMES S. / KLINE, F. GERALD: Deficits, Differences and Ceilings. Contingent Conditions for Understanding the Knowledge Gap. 1977.

URL: https://deepblue.lib.umich.edu/bitstream/handle/2027.42/67566/10.1177_009365027700400204.pdf?sequence=2

[letzter Zugriff: 23.10.2016]

www2: Homophone Abkürzungen:

URL: <http://www.sonderzeichen.de/homophone-Abkuerzungen/2U2.html> [letzter Zugriff: 12.03.2016]

www3: SCHLOBINSKI, PETER: Anglizismen im Internet. Networx Nr. 14 2000.

URL: <http://www.websprache.uni-hannover.de/networx/docs/networx-14.pdf> [letzter Zugriff: 27.12.2016]

www4: SCHLOBINSKI, PETER ET AL.: Simsen. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation. Networx 22. 2001.

URL: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-22.pdf> [letzter Zugriff: 21.06.2016]

www5: 3 Million Teens Leave Facebook In 3 Years: The Facebook Demographic Report.

URL: <https://isl.co/2014/01/3-million-teens-leave-facebook-in-3-years-the-2014-facebook-demographic-report/> [letzter Zugriff: 14.07.2017]

www6: Web Accessibility Initiative

URL: <https://www.w3.org/WAI/intro/usable> [letzter Zugriff: 23.10.2016]

www7: WKO: Best Ager – Der silberne Markt.

URL: http://secondavita.de/wp-content/uploads/2016/11/Best-Ager_3.-Auf-lage_17.02.09.pdf [letzter Zugriff: 27.12.2016]

www8: Zweite Gutenberg-Revolution.

URL: <http://www.dw.com/de/zweite-gutenberg-revolution/a-2619655> [letzter Zugriff: 14.07.2017]

www9: EIAA Silver Surfers Report.

URL: <http://www.swissmediatool.ch/files/researchDB/128.pdf> [letzter Zugriff: 14.07.2017]

www10: Silver Surfer (Netzkultur)

URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Silver_Surfer_\(Netzkultur\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Silver_Surfer_(Netzkultur)) [letzter Zugriff: 17.07.2017]

www11: Silver Surfer – Marvel Enterprises

URL: http://marvel.com/universe/Silver_Surfer#axzz4n76Zw4lT [letzter Zugriff: 17.07.2017]

www12: Anglizismen

URL: <http://www.fask.uni-mainz.de/user/feuerstein/rp/rp-4.2.html#Heading90> [letzter Zugriff: 06.02.2018]

www13: Scheinentlehnungen

URL: <https://de.wiktionary.org/wiki/Scheinentlehnung> [letzter Zugriff: 06.02.2018]

10.3 Diagramme

Diagramm Nr. 1 Geschlechteraufteilung

Diagramm Nr. 2 Bundesländerverteilung

Diagramm Nr. 3 Höchste abgeschlossene Ausbildung

Diagramm Nr. 4 Ausbildung: detailliertere Aufschlüsselung

Diagramm Nr. 5 Verwendung des Standcomputers

Diagramm Nr. 6 Verwendung des Laptops / Netbooks

Diagramm Nr. 7 Verwendung des Tablets / I-Pads

Diagramm Nr. 8 Verwendung des Smartphones / I-Phones

Diagramm Nr. 9 Verwendung eigener Geräte

Diagramm Nr. 10 Verwendung des Internets: Rang 1

Diagramm Nr. 11 Verwendung des Internets: Rang 6

Diagramm Nr. 12 Vertrautheit mit der Netzsprache

Diagramm Nr. 13 Grad der Vertrautheit mit der Netzsprache

Diagramm Nr. 14 Bedeutsamkeit einer „korrekten“ Orthographie

Diagramm Nr. 15 Recherche für „korrekte“ Schreibweise

Diagramm Nr. 16 Neue Rechtschreibung

Diagramm Nr. 17 Schreibung wie in der Schule (alte Orthographie)

Diagramm Nr. 18 Einhaltung der Groß- und Kleinschreibung

Diagramm Nr. 19 Einhaltung der Grammatik

Diagramm Nr. 20 Iteration: Nehmen sie wahr und verwenden sie

Diagramm Nr. 21 Iteration: In Verwendung, wird aber nicht wahrgenommen

Diagramm Nr. 22 Die „gewöhnliche“ Schreibweise ist die bessere (keine Iteration)

Diagramm Nr. 23 Proband/innen folgen dem Trend der Iteration

Diagramm Nr. 24 Leetspeak: Befragte nehmen sie wahr, verwenden sie allerdings nicht

Diagramm Nr. 25 Leetspeak: Wird gekannt und verwendet

Diagramm Nr. 26 Leetspeak: Wird online nicht bemerkt, aber verwendet

Diagramm Nr. 27 Proband/innen halten sich an die „korrekte“ Schreibung (kein Leetspeak)

Diagramm Nr. 28 Proband/innen folgen dem Trend der Leetspeak

Diagramm Nr. 29 Proband/innen registrieren Akronyme nicht, verwenden sie allerdings

Diagramm Nr. 30 Akronyme sind fürchterlich anzusehen

Diagramm Nr. 31 Akronyme sind sinnvoll

Diagramm Nr. 32 Proband/innen nehmen Abkürzungen nicht wahr, verwenden sie allerdings

Diagramm Nr. 33 Abkürzungen werden gekannt und verwendet

Diagramm Nr. 34 Abkürzungen sind fürchterlich anzusehen

Diagramm Nr. 35 Abkürzungen sollten ausgeschrieben werden

Diagramm Nr. 36 Abkürzungen sind zeitsparend

Diagramm Nr. 37 Emoticons, die immer in Verwendung sind

Diagramm Nr. 38 Emoticons, die nie in Verwendung sind

Diagramm Nr. 39 leichtes Lachen

Diagramm Nr. 40 Kussmund

11 Anhang

11.1 Fragebogen

Sehr geehrte Damen und Herren!

Im Zuge meiner Diplomarbeit an der Uni Wien führe ich eine Online-Umfrage durch. Voraussetzung an der Teilnahme ist, dass Sie **50 Jahre oder älter** sind, **derzeit in Österreich** leben und **regelmäßig im Internet** surfen. Dabei ist es nicht von Bedeutung, welches Gerät (Computer, Handy etc.) Sie dabei verwenden.

Es werden Ihnen einige Fragen zu Ihrem Kommunikationsverhalten im Internet gestellt. Für das Beantworten dieser Fragen werden Sie ca. 10 Minuten benötigen. Bitte beantworten Sie **alle** Fragen. Nur ein vollständig ausgefüllter Fragebogen kann ausgewertet werden.

Ihre Antworten und persönlichen Daten werden streng vertraulich behandelt, anonymisiert und ausschließlich zu Forschungszwecken verwendet.

Bei Fragen oder Interesse an den Forschungsergebnissen können Sie mich gerne unter sandrawondra@hotmail.com kontaktieren.

Ich bedanke mich für Ihre Unterstützung!

Sandra Wondra, BA

Bitte klicken Sie nur weiter, wenn Sie mindestens 50 Jahre sind, regelmäßig im Internet surfen und derzeit in Österreich leben!

Meine Internet-Kenntnisse habe ich mir so angeeignet:

- Durch einen Kurs, der speziell für ältere Personen angedacht ist.
- Meine Kinder und / oder Enkelkinder haben mich eingeschult.
- Ich bin/war berufsbedingt auf PC- und Internet-Kenntnisse angewiesen.
- Ich habe mir meine Internet-Kenntnisse selbst angeeignet.

Wenn ich im Internet surfe, dann hauptsächlich mit ... (Mehrfachantwort möglich)

- dem Standcomputer
- dem Laptop / Netbook
- dem Tablet / I-Pad
- dem Smartphone / I-Phone

Ich benutze dabei meine eigenen Geräte:

- ja
- nein
- mal so, mal so

Ich nutze das Internet für ...

(Bitte reihen Sie folgende Antworten von 1 bis 6; „1“ bedeutet „am häufigsten“, „6“ am seltensten. Ziehen Sie jedes Antwort-Kästchen zu einer entsprechenden Zahl. Zum Beispiel: Sie nutzen das Internet am häufigsten für das Versenden von E-Mails – dann ziehen Sie dieses Kästchen zu der „1“.)

- das Besuchen sozialer Netzwerke
- das Versenden von E-Mails
- Online-Banking
- Online-Shopping
- diverse administrative Erledigungen
- Informationsbeschaffungen jeder Art

Durch den Aufschwung des Internets in den vergangenen Jahren hat sich eine sogenannte „Netzsprache“ herausgebildet. Kennen Sie diese „Netzsprache“?

- ja
- nein

Wenn ja, dann...

Wie gut sind Sie mit dieser „Netzsprache“ vertraut?

Möglichkeit 1 bis 5: „1“ bedeutet „sehr gut“, „5“ hingegen „gar nicht“.

- | | | | | |
|-----------------------|-----------------------|-----------------------|-----------------------|-----------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 |
| (sehr gut) | (relativ gut) | (geht so) | (weniger gut) | (gar nicht) |
| <input type="radio"/> |

Fällt Ihnen spontan etwas ein, das typisch für diese „Netzsprache“ ist?

- Ja, und zwar: [leeres Feld]
- nein

Wenn nein, dann hier weiter

Inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?

Wenn ich eine private E-Mail schreibe oder in sozialen Netzwerken poste, achte ich stets auf eine korrekte Schreibweise.

- Trifft voll und ganz zu Trifft gar nicht zu
-

Wenn ich eine private E-Mail schreibe oder in sozialen Netzwerken poste, achte ich stets auf eine korrekte Schreibweise, inklusive neuer Rechtschreibung.

- Trifft voll und ganz zu Trifft gar nicht zu
-

Die neue Rechtschreibung interessiert mich dabei nicht wirklich. Ich schreibe, wie ich es in der Schule gelernt habe.

- Trifft voll und ganz zu Trifft gar nicht zu
-

Wenn ich bei der Rechtschreibung unsicher bin, frage ich jemanden oder google die richtige Schreibung.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Obwohl die Jugend in privaten E-Mails oder beim Posten in sozialen Netzwerken oft auf die Groß- und Kleinschreibung verzichtet, versuche ich diese nach bestem Wissen und Gewissen einzuhalten.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Auch die Grammatik versuche ich zu beachten.

Zum Beispiel die Unterscheidung von *wen* und *wenn*, *den* und *denn* sowie die Unterscheidung von 3. Fall (*wem*, *dem*, *einem* etc.) und 4. Fall (*wen*, *den*, *einen* etc.)

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

In sozialen Netzwerken oder Chat-Foren, wie z. B. WhatsApp, trifft man häufig auf folgende Schreibungen:

Das gefällt mir seeeehrrr gut! oder Der Film hat mir uuuuuurrrr gut gefallen!

Oft wird das betonte Wort auch in voller Länge großgeschrieben und zusätzlich werden mehrere Satzzeichen angefügt. Das soll z. B. ein Schreien symbolisieren:

Das gefällt mir SEEEEEHRRR gut!!! oder Der Film hat mir UUUUUURRRR gut gefallen!!!

Wenn Sie an solche Schreibweisen denken – inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Schreibweisen ständig, verwende sie allerdings nicht.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Schreibweisen ständig und verwende sie selbst auch häufig.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Schreibweisen zwar nicht, verwende sie aber.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich in sozialen Netzwerken poste oder private E-Mails schreibe, halte ich mich lieber an die gewöhnliche Schreibweise.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich in sozialen Netzwerken poste oder private E-Mails schreibe, folge ich gerne diesem Trend, da man dabei das Gefühl hat, Emotionen schriftlich ausdrücken zu können.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Es hat sich auch eine Art „Zeichensprache“ entwickelt, die *Leetspeak* genannt wird. Hier werden unter anderem Buchstaben durch Zahlen oder Zeichen ersetzt.

Z. B. **gn8** für *Gute Nacht* oder **me2** für *me too* (ich auch) oder **@home** für *at home* (Ich bin zu Hause)

Wenn Sie an solche Schreibweisen denken – inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich diese „Zeichensprache“ ständig, verwende sie allerdings nicht.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich diese „Zeichensprache“ ständig und verwende sie selbst auch häufig.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich diese „Zeichensprache“ zwar nicht, verwende sie aber.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich in sozialen Netzwerken poste oder private E-Mails schreibe, halte ich mich lieber an die gewöhnliche und vollständige Schreibung.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich in sozialen Netzwerken poste oder private E-Mails schreibe, folge ich diesem Trend, da man sich dabei der Jugend näher fühlt.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

lol oder ***rofl*** sind sogenannte Akronyme. Sie ersetzen teilweise einen ganzen Satz und lassen sich als eigenständiges Wort aussprechen.

Wenn Sie an solche Schreibweisen denken – inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich ständig solche Akronyme, verwende sie allerdings nicht.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich ständig solche Akronyme und verwende sie auch häufig.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Akronyme zwar nicht, verwende sie aber.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Diese Form von Akronymen hat nichts mehr mit Schreiben zu tun und ist fürchterlich anzusehen.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Akronyme dieser Art sind sinnvoll, da sie Gefühlsausdrücke kurz und bündig ausdrücken.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

vllt (vielleicht) oder **ws** (wahrscheinlich) sind typische Abkürzungen in der Online-Kommunikation.

Wenn Sie an solche Schreibweisen denken – inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu?

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich ständig Abkürzungen dieser Art, verwende sie allerdings nicht.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich ständig solche Abkürzungen und verwende sie selbst auch.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Wenn ich im Internet surfe, sehe ich solche Abkürzungen zwar nicht, verwende sie aber.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Solche Abkürzungen haben nichts mehr mit Schreiben zu tun und sind fürchterlich anzusehen.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Das Wort auszuschreiben ist keine große Mühe und es sollte daher ausgeschrieben werden.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Abkürzungen sind beim schnellen Schreiben nützlich, da sie Zeit sparen.

Trifft voll und ganz zu

Trifft gar nicht zu

Beim Schreiben im Internet sieht man den Gesichtsausdruck und die Handbewegungen nicht, die beim Sprechen das Mitgeteilte verdeutlichen. Stattdessen werden diese beim Schreiben im Internet meistens durch Smileys ersetzt. Am häufigsten sind das lächelnde, das zwinkernde und das traurige Smiley. In vielen Apps oder sozialen Netzwerken werden bereits fertige Bilder angeboten.

Wie häufig verwenden Sie folgende Smileys (wenn es im Zusammenhang Ihrer Nachricht passend ist)?

	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>

	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>
	immer <input type="radio"/>	häufig <input type="radio"/>	gelegentlich <input type="radio"/>	selten <input type="radio"/>	nie <input type="radio"/>

Zum Schluss bitte ich Sie um einige Informationen zu Ihrer Person.

Geburtsjahr: Auswahl ab Geburtsjahr 1965

Ich wohne ...

- im Burgenland
- in Kärnten
- in Niederösterreich
- in Oberösterreich
- in Salzburg
- in der Steiermark
- in Tirol
- in Vorarlberg
- in Wien

Ich habe die längste Zeit meines Lebens gewohnt ...

- im Burgenland
- in Kärnten
- in Niederösterreich
- in Oberösterreich
- in Salzburg
- in der Steiermark
- in Tirol
- in Vorarlberg
- in Wien
- nicht in Österreich, sondern in ...

Geschlecht:

- männlich
- weiblich

Höchste abgeschlossene Ausbildung:

- Pflichtschule
- Lehre / Berufsschule (Beruf: [leeres Feld])
- Berufsbildende mittlere Schule (eventuell genauere Bezeichnung: [leeres Feld])
- Matura (Schulform: [leeres Feld])
- Studium: Bachelor (Studienrichtung: [leeres Feld])
- Studium: Master / Magister (Studienrichtung: [leeres Feld])
- Studium: Doktorat (Studienrichtung: [leeres Feld])

Derzeitige berufliche Tätigkeit:

Wenn Sie bereits im Ruhestand sind: zuletzt ausgeübte berufliche Tätigkeit:

11.2 Abstract

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit Selbsteinschätzungen und Einstellungen zum Sprachgebrauch im Internet von Personen ab 50 Jahren, den sogenannten Silver Surfern. Dabei sollte untersucht werden, wie diese über bestimmte Merkmale der Netzsprache (z. B. Akronyme, Abkürzungen, Emoticons) denken und ob sie diese selbst, z. B. beim Verfassen von privaten E-Mails oder beim Posten in sozialen Netzwerken, verwenden bzw. wie sie zu deren Verwendung stehen. Zu diesem Zweck wurde ein Online-Fragebogen erstellt, den 251 in Österreich lebende Personen beantworteten, 214 davon vollständig.

Im Zuge dieser Untersuchung konnte bestätigt werden, dass Silver Surfer keinen Gefallen an der Netzsprache finden und diese vermeintlich auch nur wenig bis gar nicht verwenden. Außerdem konnte belegt werden, dass ihnen eine „korrekte“ Schreibweise auch im Internet wichtig ist.

Ziel dieser Arbeit ist es, einen Beitrag zum Problem der vermeintlichen Generationenspezifika von Sprachgebrauch im Internet zu leisten, da dies nach wie vor ein Forschungsdesiderat darstellt.